It. sing.
1415
b

Il. sing. 1415 b

A 51

[illegible] Bibliothek

It. coll. 85/173

J. Blaschke sc.

Ansicht von Corfu.

Reise

in die

vormahls Venezianischen Inseln

der Levante,

nähmlich:

Corfu, Paxo, Bucintro, Parga, Prevesa, Vonizza, St. Mauro, Thiaqui, Cephalonia, Zante, die Strophaden, Cerigo und Cerigotte.

Von

Andre Grasset Saint Sauveur

dem jüngern,

französischen Konsul zu Corfu.

Aus dem Französischen frey übersetzt.

Wien, 1806.
Im Verlage bey Anton Doll.

Gb/55/35

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Auswahl

neuer und interessanter

Reisebeschreibungen

durch die

vorzüglichsten Länder Europas.

Dritter Band,

enthält:

Grasset St. Sauveurs Reise nach Corfu ꝛc.

Mit 1 Kupfer und 1 Karte.

Wien, 1806.

Im Verlage bey Anton Doll.

Reise

in die

vormahls Venezianischen Inseln

der

Levante.

Vorrede.

Seit das Publikum einen entschiedenen Geschmack für die nützlichere Lektüre zu beweisen anfängt, und besonders seine Vorliebe zu Reisebeschreibungen bey vielen Anlässen an Tag gelegt hat, giebt es beynahe kein Land in Europa, von welchem nicht mehr oder weniger gelungene Gemählde vorhanden wären. Nur die venezianischen Besitzungen in der Levante sind noch wenig bekannt, theils weil die vorige Regierung jede Publizität aufs äußerste vermied, theils auch, weil die Sprache und andere Umstände einer solchen Kenntniß immer mehrere Hindernisse in den Weg legten. Der Verfasser des vorliegenden Werkes, aus welchem

man hier das Interessanteste, Merkwürdigste und zugleich Unterhaltendste im Auszuge zu geben bemüht war, hatte während seines langen Aufenthaltes auf jenen Inseln allerdings Gelegenheit, alle Eigenthümlichkeiten, so wie die den unsrigen oft ganz fremden Gebräuche und Sitten zu beobachten. Man glaubt also der Lesewelt ein nicht unwillkommnes Geschenk zu machen, indem man ihnen eine Beschreibung jener Inseln giebt, die einst im Alterthume unter dem Nahmen Corcyra, Ithaka u. s. f. eine große Rolle spielten, und die auch jetzt, unter dem Russischen Schutze, als die neugeschaffne Republik der 7 Inseln, wenigstens ihrer Lage nach, einen bedeutenden Einfluß auf Europa nehmen dürften.

Der Uebersetzer.

Lage von Corfu. Hafen. Kanal. Klima. Flüsse. Marmorbruch. Steinkohlen. Schwefelmine. Mineralwasser. Erdbeben. Produkte. Holz. Jagd. Fischerey. Heerden. Früchte. Getreide. Bevölkerung.

Die Insel Corfu liegt am Eingange des adriatischen Meerbusens westlich von Epirus, von welchem es nur durch einen kleinen Kanal getrennt wird. Ihre Figur gleicht beynahe einem Dreyecke, ihre Länge ist 20, ihre größte Breite zehn französische Meilen.

Wenn man in den Canal kömmt, sieht man gleich das Schloß und die alte Festung liegen. W. N. auf der Insel liegt der Hafen Gouin; er bildet eine Gattung Becken, dessen sehr enger Ein=

gang leicht durch einige angelegte Batterien vertheidigt werden könnte. Von Bergen und Hügeln umgeben, ist er gegen alle Winde geschützt. Dieser herrliche Hafen diente unter den Venezianern bloß zum Ausbessern der Schiffe. Es giebt wenige Häfen, die so geeignet zum Schiffbaue wären. Die nahen albanischen Wälder liefern taugliches Holz in wohlfeilem Preise. Die Venezianer haben diesen Hafen bloß deßwegen nicht zu diesem Endzwecke benützt, um ihrem mit allem Unrechte so berühmten Arsenale keinen Eintrag zu thun.

Auf der nördlichen Seite der Insel ist noch der Hafen der alten Stadt Chrisopolis zu sehen, heut zu Tage bloß ein fischreicher Teich, auch trift man kaum mehr die Spuren einer Stadt, welche einst so blühend und mächtig war.

Das Klima ist mild, aber veränderlich, und geht zuweilen von großer Hitze, die leichte Kleidung fodert, schnell in eine Kälte über, die sie schädlich macht. Diese Abwechslung kömmt von den Winden und den verschiedenen Gegenden, welche sie durchstreichen. Die Einwohner gehen immer warm gekleidet, so erhalten sie sich in einer leichten aber gleichförmigen Transpiration. Doch eben diese Ausdünstung wird schädlich, wenn kalte

Nordwinde schnell mit heissen Südwinden wechseln, deßwegen sind auch Kartarhe und Heiserkeit hier sehr gewöhnliche Beschwerden.

Der beträchtlichste Fluß, welcher die Insel bewässert, ist der Mensogni. Er entspringt beym Vorgebirge Gardichi, und ergießt sich ins Meer. Südlich im Lande entspringt eine andere Quelle, die Potamo heißt, und sich ebenfalls ins Meer ergießt. Diese Bäche verdienen kaum den Nahmen der Flüsse, sie dienen auch nur dazu, einige Mühlen in Bewegung zu setzen, und zur Bewässerung einiger Erdstriche, welchen die lange anhaltende Dürre oft Schaden bringt. Man konnte sie nie leicht schiffbar machen, und so den Erzeugern die Zufuhr ihrer Waaren zum Meere erleichtern.

Nördlich liegt ein Marmorbruch von grauer Farbe, lange Zeit blieb er ganz unbearbeitet, bis endlich Jemand Vortheil davon zu ziehen versuchte. Es gelang Anfangs, aber kaum hatte er Einiges davon nach Neapel geführt, als der venezianische Senat den Steinbruch in Besitz nahm — aber nicht weiter bearbeiten ließ. So blieb er denn ganz ungenutzt.

Im Jahre 1765 fand man bey der Reparatur der Festungswerke eine Steinkohlenader, welche so gut als die englischen war. Beym Brennen gaben sie einen Geruch nach Erdpech, und blieben sehr lange glühend, ehe sie in Asche zerfielen. 1780 entdeckte man etwa fünfzig Schritte von diesem Orte beym Graben einer Zisterne die nähmliche Ader; die venezianische Regierung hat aber auf diese Entdeckung nicht geachtet.

In dem Innern der Insel ist ein Berg, der zum Theile aus einem weißen Gesteine besteht, und der eine große Menge Schwefel enthält. Die nahen Landleute sind die einzigen, welche davon Vortheil ziehen, indem sie sich eben so leicht als geschwind Feuer zu verschaffen wissen.

In diesem Theile findet man auch mitten auf einer Fläche eine reichhaltige Quelle von Mineralwasser, welches die benachbarten Einwohner zum Abführen brauchen. Vielfältige Erfahrungen haben die Wirksamkeit dieses Wassers bewiesen, zu gleicher Zeit aber hat es sich gezeigt, daß seine Wirkung schneller und kräftiger ist, wenn es gleich an der Quelle getrunken wird.

Die Insel Corfu ist öftern Erdbeben ausgesetzt, die Stöße sind aber gewöhnlich nicht heftig, und verursachen selten einen Schaden.

Die Produkte der Insel sind in Hinsicht auf die physischen Bedürfnisse der Einwohner nicht so zahlreich, als sie seyn könnten, das Getreide reicht nur für 3 Monathe im Jahre hin; auch der Wein langt nur für diese Zeit, das Fehlende wird aus Dalmazien bezogen.

Das vorzüglichste Produkt ist das Olivenöhl. In einem gewöhnlichen Jahre bekömmt man 250,000 Krüge. Den Corfioten bleibt noch über ihr Bedürfniß so viel, daß sie dadurch das, was ihnen sonst abgeht, ihren Nachbarn bezahlen können, auch wohl einiger Uiberfluß. Und noch würde dieser Artikel vieler Verbesserungen fähig seyn, wenn die Natur durch eine größere Betriebsamkeit unterstützt würde. Auch die Salinen sind nicht unbedeutend, nebstdem was die Insulaner brauchen, werden noch jährlich mehrere Ladungen nach Venedig geführt.

Die Insel Corfu ist nicht waldigt, man muß Brenn- und Bauholz aus Albanien holen. Man sieht auf der Insel beynahe nichts als Olivenge-

büsch, also wenig Wildprät. Raubvögel sind sehr selten, nur zuweilen sieht man einige Falken und Geyer. Auch anderes Geflügel ist natürlich sehr selten auf dieser Insel, wo es so wenig Getreide giebt. Nur Wasservögel trift man oft in großer Anzahl.

Der Fischfang ist sehr ergiebig, aber die Neapolitaner ziehen die Vortheile davon, sie kommen von Otranto, und lassen die Corfioten ihre Nachlässigkeit bezahlen.

Aus dem Teiche Calichiopulo, dem ehmaligen Hafen von Chrisopolis, fängt man einen Fisch, der Chiefali heißt, vermuthlich weil er einen sehr großen Kopf hat, der vortrefflich schmeckt. Man vermischt seine Eyer mit denen eines andern, nicht so guten Fisches, den man in dem See von Buzintro findet, und macht daraus ein sehr gesuchtes Gericht. Man bereitet es mit Meersalz, man räuchert es, man hält es in Oehl auf, aber man muß es vor aller Feuchtigkeit verwahren.

Corfu ist ganz von Hügeln und Bergen bedeckt, zwischen denen man einige Flächen antrift, die aber nicht groß sind. Es hat keine Wiesen, deßwegen können die Corfioten auch keine Heer-

den halten, nur einige Ziegen sind davon ausgenommen, die ihnen für 2 Monathe Milch und Käse geben. Ochsen, Hammel, selbst das Geflügel kommt, wie das meiste Getreide, aus der Türkey.

Die Gärtnerey ist gar nicht das, was sie seyn könnte. Man bemerkt nichts mehr von jenen Gärten des Alcinous, die Homer so sehr rühmte. Der Fehler liegt freylich mehr an dem Bebauer als an dem Erdreich. Die Nachlässigkeit der Landeigenthümer ist Ursache, daß die Pflanzen nicht besser fortkommen; aber das Haupthinderniß liegt doch unstreitig in dem Mangel an Quellen und Bewässerung; denn dazu muß man sich auf die Zisternen beschränken, die nicht selten trocken sind. Deßwegen hat auch das Zugemüse wenig Saft, obwohl man daran Uiberfluß hat. Man findet selbst Früchte, die Orangen und Zitronen werden oft gepflückt ehe sie zeitig sind, und schaden der Gesundheit.

Die Bevölkerung der Insel Corfu, mit den Land- und Seetruppen, mochte unter den Venezianern gegen 60,000 Seelen betragen.

Beschreibung der Stadt Corfu. Alte Festung. Statue des Grafen Schulenburg. Zeughaus. Kaserne der Slavonier. Magazine. Galeerenhafen. Forts. Pulvermagazine. Gefängnisse. Zisternen. Wälle. Allgemeines Hospital. Neue Festung. Kaserne der italienischen Truppen. Lateinische Kathedralkirche. Klöster. Bischöflicher Pallast. Kleine Inseln. Judenviertel.

Wenn man das Vorgebirge Sidero zurückgelegt hat, erblickt man die Stadt Corfu. Sie liegt amphitheatralisch und zeigt eine Masse ganz einfach gebauter Häuser zwischen zwey Festungen.

Die erste liegt auf zwey steilen Bergspitzen, welche mit kleinen Forts besetzt sind, die Virgili-

schen ehernen Schlösser der Phäaken. Die Mitte ist durch ein Gebäude von Quadersteinen gedeckt, und mit Kanonen von schwerem Caliber besetzt. Ein breiter Graben, in welchem das Meerwasser fließt, und der kleinen Barken zur Zuflucht dient, trennt diese Festung von der Stadt, mit welcher sie durch eine hölzerne Brücke verbunden ist.

Rechts von dem Thore beym Eintritte in die Stadt, sieht man die Statue des Grafen Schulenburg von weissem Marmor. Er vertheidigte 1716 Corfu siegreich gegen die Türken. Der Held ist zu Fuß in römischer Kleidung, hat einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe, und einen Marschallsstab in der rechten Hand. Das Piedestall ist mit halb erhobenen Trophäen verziert, man liest folgende Aufschrift:

MATHIAE JOHANNI
COMITI A SCHULEMBURGIO
SUMMO TERRESTRIUM
COPIARUM PRAEFECTO
CHRISTIANAE REIPUBLICAE
IN CORCYRA OBSIDIONE
FORTISSIMO ASSERTORI,
ADHUC VIVENTI SENATUS ANNO M DCC XVII.

Das Zeughaus ist ein langes Gebäude, nicht ohne Geschmack errichtet, und hat an der Vorderseite eine Uhr. Die Franzosen, als sie die Insel in Besitz nahmen, haben den Löwen des heiligen Markus zertrümmert, der vor dem Thore eingehauen war. Zu ebener Erde sind große Magazine, wo verschiedene Kriegsgeräthe liegen, seitwärts eine Werkstadt für Waffenschmiede. Durch eine steinerne Stiege kömmt man zu einem großen Saale, in welchem Säbeln, Flinten, Pistolen, Bajonetten und andere Waffen aufbewahrt sind, die Bürgerschaft wehrhaft zu machen, wenn die Garnison nicht zureichen sollte. Als ich das erste Mahl, zu Zeiten der Venezianer, hineintrat, fand ich — — ein Schauspielhaus. Momus hatte den Kriegsgott fortgejagt, und seinen Thron im Hintergrunde des Zimmers aufgeschlagen. Es war eine Galanterie der jungen Corfioten, und einiger venezianischen Offiziere, die sie der Frau eines Generals machten, und zweymahl die Woche strengten sie alle ihre komischen Talente an, ihren Beyfall zu verdienen, das waren aber auch die einzigen, die ich bey ihnen bemerken konnte.

Weiter rechts trift man die Kasernen der slavonischen Truppen. Dieses Gebäude ist vom be-

beträchtlichem Umfange, es hat 3 Stockwerke und kann allenfalls 1200 Menschen fassen.

Nun kömmt der Pallast, welchen vorher die erste obrigkeitliche Person auf der Insel der Proveditore Generale bewohnte. Er hat drey Stöcke, und sein Aeußeres gleicht beynahe den Slavonischen Kasernen. Der Eingang ist eine Vorhalle, die unter der vorigen Venezianischen Regierung mit Schrecken erfüllte. Beym ersten Schritte sah man ein eisernes Gitter, die erste Thüre zu einem Kerker, aus welchem die Unglücklichen das Mitleid der Vorübergehenden anriefen, und ihr trauriges Geheul mit dem fürchterlichen Klange ihrer schweren Ketten vereinigten. Dann war man von andern Unglücklichen umringt, die ebenfalls mit Ketten beladen, aber doch weniger zu beklagen waren, weil sie wenigstens die frische Luft einathmen konnten. Hier hatten 50 Soldaten ihren Posten, und wurden noch durch 40 Slavonier verstärkt, welche die besondere Leibwache des General-Proveditore ausmachten.

Eine steinerne Stiege führte endlich in die großen Zimmer zu ebener Erde. Die zwey ersten waren bloß mit Stühlen besetzt, und immer mit Offiziers angefüllt, die den glücklichen Augenblick

erwarteten, wo sie Sr. Exzellenz sehen, oder ihm aufwarten könnten; und die Supplikanten, die nur zu oft vergebens seine Gerechtigkeit anflehten. Das dritte Gemach war mit karmosinrothem Damast tapezirt und hatte Stühle von dem nähmlichen Stoffe, welche immer bey jeder Amtsveränderung von den Venezianischen Juden hergeliehen wurden; eben so war auch ein großer Tisch geschmückt, der mitten im Saale stand. Auch hing ein großes Portrait dort, welches den General-Proveditore in ganzer Galla vorstellte. Auf dem Tische lag ein Sammtband in Silber, auf der einen Seite war ein Christusbild, auf der andern der geflügelte Löwe; der Inhalt war das Evangelium des heiligen Markus, auf welches die Eide abgelegt wurden. In diesem Saale gab der General-Proveditore seine öffentlichen Audienzen und empfing die Fremden. Die übrigen Zimmer sind unbedeutend.

Der Galeerenhafen besteht aus einer viereckigten Einfassung von Ziegelsteinen, die unter den Wällen der Festung angebracht ist. Er kann etwa 12 Galeeren und einige Galioten fassen; sie leiden nicht von dem Meere und selbst nicht von dem häßlichsten Wetter.

Die Felsen, auf welchen die Festung gebaut ist, sind sehr zackigt. Die Wege, welche zu den beyden Spitzen führen, sind äußerst steil; und doch lohnt es sich kaum der Mühe das Innere dieser Festungswerke zu besehen. Es enthält ungefähr 4 große Kanonen, und Wohnungen für 20—30 Menschen.

Die Pulvermagazine liegen an den entlegensten Plätzen. Den 11. März 1789 sprang eines dieser Magazine nicht weit vom Galeerenhafen in die Luft, man glaubt durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten, der in einem nahen Behältnisse Bomben entlud. Der Knall war fürchterlich, auch entstand sehr vieler Schaden. Ein großer Theil der Häuser in der Stadt wurde sehr übel zugerichtet, und mehrere Festungswerke ganz zertrümmert. Auch viele Schiffe wurden sehr beschädiget.

In den weiten Gräben liegen Bomben und andere Kugeln schichtweise aufgerichtet. Auch ist alles unterminirt, und man hat mich versichert, daß alle Zimmer, die ich durchging, eben so viele korrespondirende Gemächer unter der Erde hätten.

Die Gefängnisse, schon an und für sich ein trauriger Aufenthalt, sind noch tief in der Festung, und um so schrecklicher. Bey meiner Ankunft zu Corfu baute man ein luftigeres und gesunderes Haus zu dieser Bestimmung.

Die verehrteste Kirche ist die des heiligen Arsenes, das ist die wahre lateinische Kathedralkirche. Alle Jahre, am Tage des heiligen Arsenes, kam der Erzbischof, von seinem ganzen Klerus begleitet, dahin, und die Regierung wohnte dem Gottesdienste in Galla bey; auf welchen eine ceremonieuse Tafel folgte.

Die zweyte Kirche ist mehr eine Kapelle. Vier und zwanzig Stunden vor ihrer Hinrichtung wurden die zum Tode verurtheilten Missethäter hier aufbehalten. Sie waren an einen Pflock in einer kleinen vergitterten Zelle angeschmiedet; mitten in der Kirche ist ein steinerner Tisch. Auf diesem ließ der General eine wohlbesetzte Tafel auftragen, wo der Missethäter mit einer Menge von Geistlichen speiste, und von den Leuten Sr. Exzellenz, in ihrer schönsten Livree, bedient wurde. Nach geendigter Mahlzeit wurde der Delinquent wieder an den Pflock angeschmiedet, und erst in dem Augenblicke davon losgemacht, wenn ein Ka=

nonenschuß die Stunde seiner Bestrafung ankündigte. Er wurde dann zu Fuße, zwischen zwey Geistlichen, von einer zahlreichen Garde umringt, unter einer langen Prozession von schwarzgekleideten Reuigen, die ein ungeheures schwarzes Kreuz trugen, zum Tode geführt. Während dessen läutete die Glocke der Kirche so lange bis die Hinrichtung vollzogen war. Alle diese schrecklichen Zubereitungen waren nur eine zweyte Strafe; zu Venedig nannte man die Brücke, welche zu den Gefängnissen führte, die Brücke der Seufzer, so hätte man auch diese Kirche nennen können.

Die alte Festung hat keine Brunnen, sie muß sich bloß mit Zisternen behelfen.

Beym Ausgange aus der Festung befindet man sich auf dem Waffenplatze. Dort hat man mehrere Zisternen gegraben, von denen einige sorgfältig unterhalten werden. Dieser Platz ist von der Meerseite mit Wällen umgeben, die mit Bomben und Kanonen besetzt sind.

Folgt man dem Walle, so kömmt man zu dem allgemeinen Hospitale, das am Gestade des Meeres erbaut ist. Es mag gegen 300 Betten enthalten, ist aber so schlecht eingetheilt, als übel

gelegen. Zu Zeiten der Venezianer besorgten die Franziskaner die Krankenpflege, sie wohnten im Spitale und hatten auch ihre Apotheke dort. Man wurde hier selten gesund, und immer nur durch Hilfe einer ausserordentlich starken Natur. Wenn man an den Wällen noch weiter fortgeht, kommt ein zweytes, etwas kleineres Spital, welches für die Matrosen bestimmt war. Dann folgen kleine Magazine, wo verschiedene Bomben und Kanonengeräthschaften aufbewahrt werden, die von einer Trupp Kanoniers bewacht wurden.

Bald darauf erreicht man die neue Festung, welche wie alle andern Befestigungen des Platzes Schulenburgs Werk sind. Unter den Venezianern mochte die Garnison 100 Mann betragen, die an verschiedene Posten vertheilt waren. Auch in dieser Festung hat man nur Zisternenwasser. Sie war nur von einigen venezianischen Nobilis bewohnt, wovon einer die Festung kommandirte, und Groß-Kapitän hieß. Hier hatte die venezianische Inquisition auch mehrere Staatsgefangene. Sie waren in einer der höchsten Schanzen eingeschlossen, welchen sich niemand nähern durfte. In diese Festung wurden auch die Land- und Seeoffiziers, dann die Adelichen in Arrest geschickt.

Die Festungswerke gegen die Landseite sind sehr ausgedehnt, und ihre Vertheidigung fodert eine zahlreiche Besatzung. Sie werden von zwey Anhöhen dominirt, auf welchen man Forts angelegt hat. Das erste ist der Berg Abraham, das zweyte der Erlöser. Das kleine Fort St. Rochus liegt zwischen beyden, und setzt sie durch einen unterirdischen Gang in Verbindung.

Nebst der lateinischen Kathedralkirche giebt es noch mehrere andere Kirchen, und 3 Franziskanerklöster. Eines davon unter dem Schutze des heiligen Justinus, liegt vor der Stadt am Gestade des Meeres.

Die griechischen Kirchen sind sehr zahlreich, die reichste ist die des heil. Spiridion, wo man den Körper dieses Heiligen aufbewahrt; eine Reliquie, die in diesen Inseln, und dem ganzen Griechenlande ganz außerordentlich verehrt wird.

Es giebt auch griechische Männer = und Frauenklöster. Doch findet die Menschheit keine Hülfe gegen die Uebel, von denen sie so oft gedrückt ist. Es giebt keine Versorgungsanstalt für die Armen, wenigstens wird man doch das kleine Haus in der Nähe des Bischofs nicht dafür ausgeben wol=

len, wo etwa 20 schlechte Betten stehen, welche durchaus nur für Leute bestimmt sind, denen die Reichen durch ihre blosse Empfehlung helfen wollen. Zuweilen traf es sich auch, daß mitleidige Leute mehr auch durch ihr Geld als durch ihren Kredit einen Platz für irgend einen Armen hier erhtelten, dessen Leiden sie gerührt hatte.

Das Judenviertel ist eine an beyden Enden geschlossene Gasse, deren Thore mit Wache besetzt sind. Die Synagoge hat nichts Ausgezeichnetes. Die äußerste Unreinlichkeit die hier herrscht, will ich, so gewöhnlich sie auch ist, doch zum Beweise der schlechten Polizey anführen.

Im Angesichte der Stadt in der Entfernung von einer Meile, ist die Insel Vido, welche die Alten die Insel der Pythia nannten. Sie hat ohngefähr 2 französische Meilen im Umfange; und ist mit Oehlbäumen bedeckt. Nicht weit davon ist eine kleine Insel Nahmens St. Demetrius. Hier ist das Lazareth, worinn die aus der Levante Kommenden Quarantaine halten müssen.

Weiterhin erhebt sich aus dem Meere ein Fels, der Condilonist heißt. Vorher stand eine griechische Kirche darauf, der heiligen Jungfrau

geweiht. Auf ihren Ruinen bauten die Venezianer ein Pulvermagazin, das der Donner in die Luft gesprengt hat.

Die Stadt Corfu liegt zwischen zwey beträchtlichen und bevölkerten Flecken. Sie haben nichts Ausgezeichnetes als die Verschiedenheit ihrer Einwohner. Die von Manduccio sind verwegen, legen sich auf Schiffarth und treiben sogar oft Seeräuberey, und sind stolz darauf Brari oder Meuchelmörder zu seyn, auch tragen sie gewöhnlich einen Dolch oder ein paar Pistolen zur Zierde mit sich herum. Die Einwohner des andern Ortes aber sind viel sanfter, und lieben die friedlichen Beschäftigungen des Handels und der Fischerey.

Nahmen der Insel. Lateinische Religion.

Der älteste Nahme von Corfu ist Drepanum, später hieß sie Scheria, am häufigsten aber kömmt sie unter dem Nahmen Corcyra in der alten und mittleren Geschichte vor. Sie spielte eine wichtige Rolle in jenen Zeiten, wo Griechenland reich an Helden, im Frieden und Kriege auf gleiche Art sich auszeichnete. Als sie später unter römischen Schutz kam, errang sie sich grossen Ruhm, und zwar theils durch die Treue, theils durch die Tapferkeit ihrer Bewohner. Sie litt unter den verschiedenen Stössen, die endlich das orientalische Reich zertrümmerten. Unter neapolitanischer Herrschaft zerbrach sie oft die Fesseln, in welche sie geizige und grausame Gouverneurs schmieden wollten. Neues Unglück, neue Beschädigungen, und die immer grössere Schwächung ihrer Kräfte zwang die Insel endlich sich in den Schutz einer

Republik zu begeben, die damals mächtig war. Seit dem Zeitpunkte, wo Corfu unter venezianische Herrschaft kam, hat sie beynahe nie die Vortheile des Friedens genossen, bis zum letzten Traktate, der die Venezianer und Türken entwaffnete.

Die Religion ist vermischt, lateinisch und griechisch. Zu der ersten bekannte sich die Regierung, die Land- und Seetruppen, dann eine kleine Anzahl Fremder, die sich in Corfu niedergelassen hatten, die Insulaner hiengen der zweyten an.

Die Kirche von Corfu, der Sitz eines Bischofs in den ersten Zeiten des Christenthums wurde unter Gregor III. 1600 zu einem Erzbisthume erhoben. Der Erzbischof wurde vom Pabste ernannt, von dem Senate aber vorgeschlagen. Die Einkünfte mochten 11—12000 Livres betragen. Das Kapitel bestand aus 10 Kanonikern; ihre Kanonikate mochten 8—900 Franken einbringen. Alle diese Besoldungen wurden aus der Staatskasse der Republik bezahlt. Der Großvikar wird von dem Kapitel gewählt, hat aber kein günstigeres Schicksal als seine Kollegen, dieser Platz wird nicht wie bey uns von beträchtlichen Einkünften begleitet. Diese Großvikare hatten nur

die Dienste mit den unsrigen gemein, die Einkünfte waren denen der ersten Kirche ähnlich.

Die Kathedralkirche war zugleich die Pfarre, einer der Kanoniker, welcher vom Erzbischof benennt wurde, hatte die Pfarrgeschäfte zu besorgen; welche ihm etwas mehr Einkünfte verschafften. Der Erzbischof besaß verschiedene Gebäude, welche zu Wohnungen für seine Geistlichen bestimmt waren, aber der größte Theil dieser letztern, auf der Insel gebohren, lebte im Schoose seiner Familie, und bewohnte jene Häuser nicht, die an Privaten verliehen, und von denen der Miethzins zum Besten der Kirche verwendet wurde.

Der Erzbischof hatte einen Sekretär und einen Kanzler, gewöhnlich ein Notar oder Prokurator, sie mußten alles besorgen, was die bischöfliche Gerichtsbarkeit betraf.

Das Kapitel ernannte jedes Jahr drey Syndiken oder Prokuratoren der Kathedralkirche, denen die Einkünfte der verschiedenen kleinen Verbrüderungen anvertraut waren, welchen sie zu gleicher Zeit vorstanden. Diese Leute wurden aus dem Adel gewählt, und die griechische Religion schloß sie nicht von diesen Stellen aus; in ihren

Funkzionen befolgten sie die Gebräuche beyder Religionen. Bevor sie nähmlich dem lateinischen Gottesdienste beywohnten, hörten sie gewöhnlich eine griechische Messe.

In der Kirche hatten sie einen Stuhl, der mit ihrem Wappen, und einem carmosinfarben Teppich geziert war. Darauf stand ein Cruzifix zwischen zwey Wachskerzen. Auch erhielten sie die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen. Man gab ihnen das Evangelium zu küssen, und räucherte vor ihnen.

Wenn der erwählte Prälat ankam, so hielt er seinen feyerlichen Einzug; die grössere oder geringere Pracht hielt von der Meinung ab, welche die Insulaner von dem Neuangekommenen hatten. Die Regierung und die Geistlichkeit waren dabey geschäftig.

Vor dem Erzbischofe in seinem ganzen Ornate ging seine Geistlichkeit und sein ganzes Haus, dann folgte der Generalproveditore, die vornehmsten Offiziers der Land- und Seetruppen, die Stadtsyndiker und andere öffentliche Beamte, und endlich der Adel. Der Zug begab sich auf den Platz, wo der Erzbischof einen Thron bestieg,

ein Gebeth hielt, und den bischöflichen Segen gab. In der nähmlichen Ordnung, unter dem Freudengeschreye des Pöbels, beym Lerme der Kanonen und Glocken, gieng dann der Zug in die Kathedralkirche, wo von Neuem gebethet wurde. Endlich kam man zum erzbischöflichen Pallaste, dessen Thore mit Blumenguirlanden und Laubwerk geschmückt waren. Zuweilen hat man auch, um dem Erzbischofe noch grössere Ehren zu erzeigen, Triumphbögen auf dem Platze errichtet; wo Blumen und Myrthen sich verschlangen. Der Weg war mit Laub bestreut, und jeder Einzelne suchte sein Haus soviel möglich durch Teppiche zu verschönern, die von den Balkons und Fenstern herabhiengen; und welche durch die Mannichfaltigkeit ihrer Farben einen reizenden Anblick gaben. Diese Ehrenbezeugungen fanden aber nur dann Statt, wenn ein Insulaner Erzbischof wurde. Kam der Prälat endlich zu Hause an, so empfing er die ersten Komplimente in einem Saale, worinn Erfrischungen für das Publikum zubereitet waren; das ganze Fest endigte mit einem Feuerwerke auf Kosten der Stadt. Dieß war der erste Tag, und den folgenden mußte der Erzbischof die Huldigungen der verschiedenen geistlichen Körper, dann die Besuche des Generals, der Offiziers und des Adels annehmen. Der Prälat machte dann sei-

ne Gegenbesuche, aber in einem sehr lästigen Zeremoniel, und immer von dem größten Theile seines Klerus umgeben.

Der Erzbischof erhielt die militärischen Ehrenbezeugungen, wenn er mit seinem Gefolge bey irgend einer Wache vorbeyzog; die Truppe trat dann ins Gewehr und der Tambour rührte die Trommel.

Einige Zeit nach der Ankunft des Prälaten war es gewöhnlich, daß ihn der Generalprovveditore zu Gaste lud. Bis zu diesem Augenblicke betrachtete man ihn auch nur als eine Privatperson, und alle Gegenstände der bischöflichen Gerichtsbarkeit blieben suspendirt. Der venezianische Adel, ein Theil der vornehmsten Offiziere und der angesehensten Bürger wurde zu dieser Tafel eingeladen, wobey eine prunkvolle Pracht herrschte. Der General gab dem Erzbischofe die rechte Hand, und zeichnete ihn durch ein goldenes Gedecke aus; wenn der Erzbischof den General einlud, beobachtete er genau die nähmlichen Formalitäten. Dieses waren die einzigen Mahlzeiten, hauptsächlich aus Eitelkeit gegeben, sonst kamen sie nie zu einem freundschaftlichen Gastmahle zusammen.

Nach einem Staatsdekrete, mußte der General mit allen seinen Hausleuten, die man volltönig seinen Hof nannte, an den vorzüglichsten Festtagen, als Weihnachten, Ostern u. s. f. dem Gottesdienste in der Kathedralkirche beywohnen. Der Erzbischof begab sich im Ornate an der Spitze seines Klerus zu der Kirchenthüre, wo sich zu gleicher Zeit der General in ganzer Gala einfand. Sie traten dann zusammen in die Kirche, aber der Prälat zur rechten Hand. Links auf dem Chore dem erzbischöflichen Throne gegenüber war der des Generals, und sein Hofgesinde saß nach seinem Range auf einer Bank von carmosinfarbenem Sammt. Beym Ausgange aus der Kirche wurde die nähmliche Ordnung beobachtet, nur gieng jetzt der General zur rechten Hand. Ich wollte gerne die Ursache dieses sonderbaren Gebrauches wissen, und erkundigte mich deswegen bey einem venezianischen Adelichen. Er antwortete mir mit einem hochmüthigen Tone: Der Erzbischof wäre Herr, wenn er in seine Kirche träte, und Unterthan, sobald er heraus käme. Ich mußte über diese Antwort lachen, die selbst in dem Munde des Generals sehr sonderbar geklungen haben würde, die aber in dem Munde eines jener Adelichen, die man zu Venedig nur verächtlich Barnaboten nannte, äußerst abgeschmackt war. Und

diese

diese Patrizier auf eine so thörichte Art stolz, zeigten sich doch nie vor diesem Unterthan, ohne daß sie ihm sehr demüthig die Hand küßten. Zwar suchten sie durch den Ton ihrer Unterhaltung sich wieder Ansehen zu erwerben, aber es gelang ihnen selten.

Einmahl wurde ich zur ersten Messe eines jungen Priesters eingeladen. Nachdem der Gottesdienst geendet war, setzte er sich auf einen Stuhl mit dem Rücken gegen den Altar gekehrt. Seine Eltern, Freunde, die Geladenen, die Neugierigen, alle beugten ein Knie vor unserm neuen Priester und entfernten sich dann, indem sie seine Hand küßten; und in eine Schüssel auf einem Seitentisch mehrere Münzen warfen. Auch an mich kam die Reihe, und da ich etwas beträchliches gab, wurde ich ganz gnädig entlassen.

Nebst der Kathedralkirche gab es in Corfu noch zwey andere Kirchen, die eine auf dem Platze unter dem Schutze der heil. Jungfrau, die andere unter dem des heil. Arsenes; von diesen wie von der Kapelle ist schon gesprochen worden.

Die Art wie die Klöster bey den Gläubigen sammelten, hat etwas besonderes. Der Bruder

Sammler bebaute gewöhnlich einen kleinen Garten, worinn er verschiedene Blumensorten erzog. Diese Blumen mußten dann die Stelle der Bilder vertreten, welche man sonst in solchen Gelegenheiten zu brauchen pflegt. Auch nahm man aus diesen Klöstern die Schiffskapläne; woran man nie Mangel hatte. Nur zuweilen habe ich doch Fahrzeuge gesehen, auf denen der Troß der Kirche fehlte. Der Platz eines Schiffkaplans wurde sehr gesucht, ob er gleich nicht sehr vieles eintrug, weil er immer Gelegenheit zum Gewinne gab. Denn diese Kapläne nahmen gewöhnlich einen guten Theil Waare mit sich am Bord, welche ihnen von den Kaufleuten übergeben wurden. Sie blieben von Mauthen und Zöllen befreyt, und wußten das ihnen Anvertraute schon an den bestimmten Plätzen abzusetzen.

Aus diesen Klöstern kamen auch die Prediger, welche während der Fastenzeit die Glaubenswahrheiten erklärten. Nur zuweilen sah man auch andere Geistliche, die der heilige Eifer aus Italien nach der Insel trieb. Sie wurden von den Kirchen, in denen sie predigten, im Essen und Quartier freygehalten, und hatten noch andere Vortheile.

Die übrigen Zeremonien der christlichen Kirche waren genau so, wie in der übrigen Christenheit.

Griechische Religion.

Die Korfioten durch den heiligen Jason und Sosipater zum Christenthume bekehrt, folgten dem Schisma und hielten sich mit den Einwohnern von Konstantinopel zur griechischen Religion.

Die griechische Kirche zu Corfu, hatte zu ihrem Oberhaupte einen Erzpriester (Protopapa) der in einer Versammlung des Adels und des Klerus erwählt wurde. Dieser Platz wurde nur einem Geistlichen aus einer edlen und im Rathe beliebten Familie anvertraut. Das Verdienst war es eben nicht, was die Wahlstimmen leitete. Das vorzüglichste Triebrad war vielmehr der Kredit des Bewerbers, und seine Großmuth. Einige Zeit vor der Wahl gieng er von seinen Freunden und Verwandten begleitet, wie ein Bettler zu allen Adelichen und griechischen Priestern herum, welche sich ausserordentlich über die Schmeicheleyen und Achtungsbezeugungen freuten, die sie in solchen Gelegenheiten öffentlich erhielten; aber gewöhnlich begnügten sie sich doch mit die-

ser Münze nicht. Die Wahl wurde in dem Saale vorgenommen, wo sich der Adel versammelte. Das Innere war ganz mit Bänken besetzt, im Hintergrunde stand auf einer hölzernen Erhöhung eine Tafel mit einem Teppiche bedeckt, und einige Sitze für den Generalproveditore und die andern Vorsteher der Regierung; die venezianischen Adelichen, und ihre Adjutanten an ihrer Seite. Das waren die einzigen Personen, die in dem Saale bewaffnet erscheinen durften, eine Vorsicht, welche die trübe venezianische Politik für nöthig erachtete. Nachdem sich der Adel und die Papas (griechische Priester) auf eine Bank gesetzt hatten, kam ein Stadtdiener, der in einen häßlichen blauen Rock gekleidet war, und eine solche Mütze auf dem Kopfe hatte, wo auf einem silbernen Schilde das Stadtwappen dekorirt war, und rief mit lauter Stimme einen der Bewerber. Die Kandidaten standen ganz demüthig an der Thüre, mit unbedecktem Haupte, von ihren Verwandten umgeben, und suchten durch wiederholte Verbeugungen die Stimmen ihrer Mitbürger zu erhalten. Zwey andere Stadtdiener stellten dann 2 Körbe mit kleinen Kugeln auf den Tisch, die sie unter die Adelichen und Papas vertheilten. Nur der General erhielt zwey. Dann gieng ein anderer Stadtdiener mit einer Büchse durch die

Reihen, die von Aussen nur eine, von Innen aber zwey Oeffnungen hatte, so daß jeder ungesehen seine Kugel für oder gegen die Kandidaten abgeben konnte; eine sehr nöthige Vorsicht in einem Lande, wo die Rache durch Ungestraftheit geweckt wurde. Dann sammelte man die Stimmen, der Stadtdiener wiederholte immer den Nahmen des Kandidaten, der ohne Unterlaß die tiefsten Verbeugungen machte. Nachdem die Stimmen gesammelt waren, überreichte man die Büchse dem Generale, der nun selbst die verwerfenden und billigenden zählte. Er nannte dann den Erwählten, der nicht lange auf sich warten ließ. Mitten unter Freudengeschrey und Glückwünschungen, trat er zum Generale, ihm seinen Dank abzustatten; weil seine Empfehlung und Stimme vorzüglich wichtig war. Der General dankte mit einem leichten Komplimente und im Protektorstone. Das Volk, welches sich schon in Menge zu der Thüre des Saals gedrängt hatte, wurde sogleich durch die Stadtdiener von der Wahl unterrichtet, welche dabey ihre Mützen in die Höhe warfen, und das Freudengeschrey des Volkes mit sehr durchdringenden Pfeifchen begleiteten, um durch ihren Lärm ihren Antheil auszudrücken. Wenn das wirklich ein wahres Zeichen war, so bin ich von ihrer Theilnahme völlig überzeugt,

da ich unglücklicher Weise einem der freudigsten Stadtdiener sehr nahe stand. Im nähmlichen Saale bekleidete man auch den Protopapa mit dem neuen Zeichen seiner Würde. Sie bestanden in einem langen Mantel von rothem Sammt, einem Unterrocke mit engen Ermeln, einem Gürtel und einer Mütze vom nähmlichen Stoffe, und einem sehr großen Hute mit Sammt von der nähmlichen Farbe ausgeschlagen, dann mit 2 ungeheuer großen Quasten geziert. Der Hirtenstab war von Elfenbein, und endigte sich in einen großen Apfel. Kaum war der neue Protopapa auf diese Art angezogen, als er sich auf einen Stuhl setzte, den der General zu diesem Zwecke geschickt hatte. Er setzte sich aber nicht umsonst, sondern mußte etwa 16 Livres für diese Bequemlichkeit bezahlen. Vier starke Stadtdiener hoben ihn darauf im Triumphe auf ihre Schultern, wo der Kirchenvorsteher in einer ewigen Schwankung weder sicher noch bequem ruhte. Bald war er von einer ungeheuern Menge Volkes umringt, welches sich mit Ungestümm an ihn zudrängte. Man schoß mit Kanonen, die Glocken läuteten in allen Kirchen, und so wurde er zur griechischen Kathedralkirche gebracht, wo dann eine lange Litaney abgesungen wurde. Endlich kam er dazu, etwas ruhiger die Glückswünsche seiner Freunde

und Verwandten annehmen zu können, und zwar erst nachdem er der Gefahr entronnen war, auf seinem Stuhle den Hals zu brechen. Der Lärm dieses Zuges und die Gefahr dieses Triumphs war so groß, daß ihn auch die ganze Wache nur schwach gegen die Konvulsionen der Freude schützen konnte. Sein Herzogenmantel und seine ungeheure Perücke nützten ihm hier sehr wenig.

Die Neugierde sowohl als die Höflichkeit, bewogen mich dem neuen Protopapa, den ich kannte, in seine Wohnung zu folgen. Auch hier bemerkte ich eine Tafel, die sehr reichlich mit Erfrischungen besetzt war, von denen man die meisten nothwendig schon mehrere Tage vorher zubereitet haben mußte. Ich mußte also glauben, daß man diese Auslagen gemacht haben mußte, weil man des Erfolgs schon gewiß war. Ein Nachbar bestätigte meine Bemerkungen, und sagte mir, daß alle Stimmen mehr oder weniger gezahlt worden wären. Der Erwählte hatte das Vermögen dazu.

Die Geistlichkeit und der Adel hatten sich vermischt in dem Saale zerstreut, und machten der Tafel Ehre. Nach einer kurzen Lobrede auf den Geschmack und die Freygebigkeit des Be-

wirthers, warf man sich mit aller Gewalt an die Tafel hin. Es war eine wirkliche Schlacht, wo die Tapfersten siegten. Ich sah Leute, die doch einige Erziehung zu haben schienen, mit einer entsetzlichen Begierde das Gebackene u. s. w. verschlingen, und ihre Taschen, ja selbst ihre Hüte vollstopfen. Ich war über diese unanständige Gefräßigkeit erstaunt, und sie wunderten sich im Gegentheile über meine Kaltblütigkeit in einem so wichtigen Augenblicke. Dieser Gebrauch ist übrigens allgemein, daß sich die Gäste bey allen Tafeln die Taschen vollfüllen. Nachdem der Adel und die Geistlichkeit das Schlachtfeld geräumt hatten, nahm es ein Haufe des Volkes in Besitz, der ohne Erlaubniß hereingedrungen war. Auch theilte man dem Volke, welches unter den Fenstern nicht aufhörte zu schreyen, Brod und kleine Münzen aus. Diese Zeremonien richteten sich übrigens nach dem Geschmacke des Neuerwählten. Er könnte sich auch viel wirthschaftlicher auf einige Tassen Kaffee beschränken, aber da würde er in den Augen der Honorazioren den Anstand verletzt haben, und wenn der Geiz in dem Charakter des Griechen liegt, so liegt die Eitelkeit eben so gewiß darinn. Alles stimmte zusammen; man glänzte an solch einem festlichen Tage, und

kniferte dann wieder in seinem Hauswesen, diesen Verlust zu ersetzen.

Der Protopapa von Corfu wurde durch das Beywort Groß, von denen der übrigen Inseln unterschieden, er stand unmittelbar unter dem Patriarchen von Konstantinopel, und hatte alle bischöflichen Rechte; unter andern auch das Privilegium den Hirtenstab im Gehen auf die Erde aufzustellen.

Fünf Jahre blieb er auf seinem Platze, nach dem Verlaufe dieser Zeit trat er in die Klasse der gemeinen Geistlichen zurück. Etwas mehr Achtung und das Recht einen rothen Gürtel zu tragen, war alles, was ihm von seiner Charge übrig blieb.

Seine Einkünfte waren zufällig, sein Talent sie auszudehnen, konnte ihn manchmahl für die Kosten seiner Wahl entschädigen.

Die Kathedralkirche hatte Kanoniker, wie die lateinische, aber ohne festbestimmte Einkünfte. Sie hatten blos die Ehre an der Spitze der Geistlichkeit zu stehen, und waren durch einen rothen Gürtel, und einer Schnur mit einer kleinen Qua-

sie von der nähmlichen Farbe ausgezeichnet, die sie auf dem Hute trugen. Heirathen, Taufen und Begräbnisse brachten ihnen einige Vortheile, gewöhnlich 11 Livres für den Oberpapa, 3 für jeden Kanoniker und obendrauf noch ein Pfund Wachskerzen.

Von einer großen Wirkung waren hier noch die heil. Kommunikazionen. Unter dem geringsten Vorwande konnte ein Grieche seinen Nachbar exkommuniziren lassen, dieser konnte sich eben so leicht durch eine andere Exkommunikazion an seinem Feinde rächen; der nähmliche Priester diente allenfalls beyden zu ihrer Absicht. Die Zeremonie geschah öffentlich in der Strasse und vor dem Hause des Exkommunizirten. Noch gewisser war man des Erfolges, wenn der Oberpapa selbst das Anathema aussprach. Besonders fürchterlich war der Bann, wenn er, wie es wohl zuweilen sich traf, gegen ganze Ortschaften ausgesprochen wurde, gegen die man die Waffengewalt vergebens anzuwenden fürchtete. Die Gebannten wurden dadurch völlig von aller Gemeinschaft mit den Einwohnern anderer Orte abgeschnitten, und die Unglücklichen, wenn sie alles gethan hatten, die Kirche zu versöhnen, mußten am Ende noch froh seyn, vom Neuen auf-

genommen zu werden, und eine Geldstrafe erlegen zu dürfen.

Die reichste unter den griechischen Kirchen, ist die des heiligen Spiridion, dessen Fest auch mit grossem Glanze gefeyert wird. Schon acht Tage vorher verzierte man die Fenster, Thüren und Thürme der Kirche mit Lorbeer und Myrthenzweigen. Oben auf dem Thurme ist ein eiserner Gang, an dessen Ecken lange Stangen mit Flaggen ausgesteckt wurden. Die venezianischen, russischen und englischen fehlten niemahls, zur vierten wählte man wechselweise die dänische, schwedische, holländische, nie aber die türkische oder französische. Die Glocken läuteten durch 8 Tage. Am Vorabende des Festes, beym Glockengeläute aller Kirchen, wurde der Sarg zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt, worinn der wohlerhaltene Körper des Heiligen aufbewahret wird. Dieser Sarg ist von Ebenholz mit silbernen reich vergoldeten Verzierungen geschmückt, und mit kostbaren Steinen besetzt; der Leib des Heiligen wurde dann in einer Prozession herum geführt, wozu die griechischen Geistlichen von allen Inseln herzukamen. Der Sarg wurde von 6 Papas in Priesterkleidung unter einem Himmel, den die vornehmsten Regierungsmitglieder

hielten, herumgetragen. Voraus gieng die Musik des Generals, wie seine Bedienten in Gallauniform; darauf kamen die obrigkeitlichen Personen. Die Soldaten standen alle unter den Waffen, ein Theil der Garnison begleitete auch die Prozession. Sie begab sich dann zur alten Festung, wo sie verschiedene Batterien mit 21 Kanonenschüssen begrüßten. Dann zog sie auf dem Markte herum, und wie sie auf die Wälle kam, und den Schiffen sichtbar wurde, begrüßten sie diese mit Artillerie und Musketensalven. Alle Galeeren und Galioten begleiteten die Prozession längs dem Ufer hin. In den Strassen, wo sie durchzog, waren alle Fenster mit Teppichen von verschiedenen Farben geziert. Kanonen und Pöller donnerten ohne Unterlaß, und der Aufenthalt in Corfu war zu dieser Zeit wirklich recht angenehm, wo die Handlung auch eine Menge fremder Schiffe hingeführt hatte. Die Zeremonie dauerte natürlich sehr lange, weil der Zug sehr langsam gieng, und noch dazu oft von Kranken unterbrochen wurde, die von dem Sarge ihre gewisse Genesung hofften. Wenn nun mehrere dieser Unglücklichen, wie es nicht selten geschah, in Konvulsionen fielen, so entstand dadurch die größte Verwirrung.

Diese Kirche hatte auch einige Grundstücke im Besitze, welche ihr die Gläubigen zum Unterhalte geschenkt hatten. Ueberhaupt glaubte der Künstler, der Handwerker, der Seefahrer ihr Gewerbe mit ungleich grösserem Vortheile zu treiben, wenn sie einen Theil des Gewinnstes dem heil. Spiridion abgaben.

Unter den Reichthümern dieser Kirche bemerkte ich noch eine grosse Menge Lampen, worunter viele goldene waren. Die größte soll ein Geschenk des Sultans Solimann seyn, der aufgebracht über den hartnäckigen Widerstand, den er bey der Belagerung von Corfu fand, sich endlich doch zurückziehen mußte. Die Insulaner gaben dieser Sache eine ganz eigene Wendung. Dieser Fürst, sagen sie, war wohl überzeugt, daß die Hülfe des heil. Spiridion alle seine Versuche vereitelt hätte, und unter dem Vorwande, sich bey seiner Rückfahrt dessen Schutz zu erwerben, habe er diese Lampe hieher verehrt. Von Innen aber war sie so künstlich gearbeitet, daß sie alle Schätze zertrümmern sollte, die der Heilige vor Solimanns Geitze gerettet hatte. Sie setzen noch hinzu, Solimann habe eine jährliche Rente zur Erhaltung dieser Lampe gestiftet, und diese Summe sey so lange er lebte, richtig bezahlt worden!!!

Die Griechen wie die Lateiner, verehren den heil. Arsenes, den ersten Bischof auf dieser Insel. An seinem Festtage vereint sich der Klerus beyder Religionen in der Kirche des Heiligen, und auch die Regierung wohnt dem Gottesdienste bey. Das angenehme Schauspiel, welches in der Kirche des heil. Spiridion die vielen Lampen gewährten, wird hier durch eine beträchtliche Menge verschieden gefärbter Wachskerzen ersetzt. Das Gehör war nicht so angenehm beschäftigt, denn der vereinte Gesang des griechischen und lateinischen Klerus gab zuweilen sehr häßliche Dissonanzen.

Die Nacht vom grünen Donnerstag zum Charfreytage war durch eine Menge Prozessionen merkwürdig, welche die Stadt durchzogen. Jede Kirche, jede Kapelle hatte die ihrige. Man trug ein heiliges Grab im Triumphe herum, welches man schon vorher sehr sorgfältig zubereitet hatte. In dieser Hinsicht herrschte ein Wetteifer zwischen den verschiedenen Kirchen. Jedes Grab war mit einer großen Menge Wachskerzen umgeben, jedes der Begleitenden trug ebenfalls eine solche Kerze. Alle Prozessionen, nachdem sie alle Strassen durchzogen hatten, kamen auf dem Platze zusammen, wo sie die Nacht in einen schönen Tag verwandelten. Die Kirchen waren geöffnet, und

alle Strassen voll Menschen, die von einer Kirche in die andere strömten. Die Frauen, welche sonst nur in vergitterten Stühlen in die Kirche kamen, hatten jetzt volle Freyheit. Man machte neue Bekanntschaften, man knüpfte die alten wieder an, man gab Gesellschaften, man ging zusammen spazieren, und das Ende machten gewöhnlich Mahlzeiten, die nicht immer am friedlichsten abliefen.

Die Nacht des grünen Donnerstags war noch durch einen besondern Aberglauben merkwürdig. Viele Leute ließen sich in dieser Nacht ein Hemde verfertigen, es mußte eine ungleiche Zahl junger Mädchen daran arbeiten, die alle Marie hießen. Ferner muß das Hemd vor Tage zugeschnitten, genäht, gewaschen und geplättet seyn, dann hatte es aber auch die Gabe, den, der es trug, unverwundbar zu machen.

In den ersten Tagen des Aprils führte man eine Gattung Fahne durch die Strasse, auf welcher die Wiedererrettung des Lazarus vorgestellt war. Sie ist auf das sonderbarste mit falschen Perlenschnüren, Schnupftüchern, Bändern von verschiedenen Farben, kleinen Spiegeln, Bilderchen und solchen Puppen verziert, womit sonst die Kinder zu spielen pflegen. Der Träger dieser Pup-

pe war ebenfalls sonderbar genug gekleidet. Uiber seine Kleider trug er einen rothen Weiberrock mit eben solchen Bändern befestigt, auch blieb er oft stehen, um einen sehr lebhaften Tanz zu beginnen, wobey er seine Puppe in der Luft schwenkte. Eine sehr häßliche Hoboe, gerade wie diejenigen, wobey Bären tanzten, und eine eben solche Trommel begleiteten diesen Gesang; dessen letzte Verse immer von den Zuhörern wiederholt wurden, die auch dazu tanzten. Der ganze Zug hielt vor den Häusern der reicheren Leute. Der Tanz und Gesang mußte bezahlt werden; einer der Theilnehmer sammelte sorgfältig die kleine Münze, welche man aus den Fenstern warf, und nachdem er sie den Hauptspielern gezeigt hatte, steckte er sie in eine Büchse, aus welcher hernach die Vertheilung geschah.

Am 1. May zog eine Truppe Bauern, mit Gewehren, Pistolen und Messern bewaffnet, im Triumphe in der Stadt herum, und trug einen Oehlbaum oder Orangenbaum, den man sorgfältig ausgegraben hatte. Die Hoboe und Trommel gingen wieder voran und spielten Tänze, welche die nachfolgenden jungen Leute ausführten. Dann begab man sich vor das Haus des ältesten Syndikus, der Baum wurde in seiner Gegenwart

ge-

gepflanzt, und die Gesellschaft zog erst nach einer Mahlzeit ab, die der Syndikus bestreiten mußte.

Jeder Papa, besonders auf dem Lande, suchte sein Kirchweihfest mit der möglichsten Pracht zu feyern. Schon einige Tage vorher verzierte er die Thüren, Fenster und das Innere der Kirche mit Blumen und Laubwerk. Die Andacht der Gläubigen lieferte nicht nur alles Nöthige umsonst, sondern half auch alles ordnen. Ausser der Kirche baute man eine viereckigte Laube mit verschiedenen Fahnen und Flaggen geschmückt. Im Innern derselben waren viele Bilder aufgehangen, und zwar in sonderbarer Vermischung. Zur Seite einer reuigen Magdalena war eine profane Schöne aufgestellt; hier sah man eine Friedensgöttinn, dort ein Schlachtgemählde; hier die Porträte einiger Monarchen, gleich darauf wieder eine Bauernstube. In dieser Gattung von Saal versammelten sich die jungen Leute, um bey der Hoboe und Trommel zu tanzen.

Die Fleischer legten ihre Waare bey diesem Feste zur Schau, und wurden zugleich Speisewirthe. Man hielt die Mahlzeiten gleich auf der Strasse, indem man nähmlich gewöhnlich einen ganzen Hammel braten ließ. Nicht weit davon

standen Weinfässer, aus denen man auch bedient werden konnte. Dem Hammel wurden die Eingeweide ausgenommen, und das übrige kaum halb gebraten stückweis verkauft. Eine starke Patrouille hatte keine geringe Mühe bey solchen Festen die öffentliche Ruhe zu erhalten, die doch nicht selten durch Zänkereyen unterbrochen wurde, welche um so gefährlicher werden, als die Griechen gewöhnlich bewaffnet zu gehen pflegen.

Die Unwissenheit des griechischen Klerus ist so groß, daß sie sogar zum Sprichworte geworden ist; die gelehrtesten sind jene, welche lesen können. Ich kannte einige, die selbst nicht die allerunentbehrlichsten Kenntnisse hatten.

Heirathen.

Indem ich hier einige seltsame Gebräuche beschreibe, muß ich bemerken, daß sie größten Theils nur mehr auf dem Lande angetroffen werden, wo die Einwohner nicht so sehr als die Städter italienische Sitten und Gewohnheiten angenommen haben. Bey allen Völkern geschehen die Heirathen aus Neigung oder Gewinnsucht. Die ersten sind gewöhnlich die Glücklicheren, bey den letzteren wird man selten durch ein größeres Vermögen für alle Kränkungen und Leiden einer Verbindung entschädigt, welche die Liebe nicht geschlossen hat. Die Heirathen wurden bey den Corfioten bloß durch die Aeltern abgemacht. Wenn sie einmahl einig waren, so zahlte der Vater der Braut dem des Bräutigams die bestimmte Mitgift, und einige Tage hernach ging der junge Mann seiner Braut den ersten Besuch zu machen; sie empfing, von ihren Verwandten umgeben, ganz bescheiden seine Huldigung, er gab ihr einen Ring, und umarmte

sie. Nun war die Verbindung unwiderruflich geschlossen. Nach diesem Besuch folgten noch zwey ähnliche, jedesmahl kam auch ein Geschenk. Die beyden Gatten waren immer von ihren Aeltern und Verwandten als Zeugen umgeben, die auch den Kontrakt unterschrieben. Die Beystände mußten den Neuverehlichten ein größeres oder kleineres Geschenk machen, weßwegen man dazu schon gewöhnlich reichere Leute wählte.

Die Trauung selbst geschah im Hause der Tochter. In das besteingerichtete Zimmer nähmlich wurde ein Tisch gestellt, worauf das Evangelienbuch zwischen 2 Wachskerzen lag, auf einer Seite stand auf einem kleinen Tischchen ein Glas, eine Phiole mit Wein und etwas weniges Brot; auf einem andern Tischchen lagen zwey wollene Kränze mit rosenfarbenen Bändern durchflochten. Die Aeltern, Verwandte, und Freunde der beyden Vermählten waren im Zirkel umher gereiht, die Braut stand in der Mitte zwischen ihrer Mutter und der nächsten Verwandtinn; dann kamen alle verheiratheten Frauen; die Mädchen mußten in einem andern Zimmer bleiben. Sobald der Papa angekommen war, bekleidete er sich mit seinem priesterlichen Gewande, und theilte der Braut und ihren Verwandten geweihte Wachskerzen aus. Dann

nahm der junge Mann seine Braut und stellte sich mit ihr hinter den Papa, indem jedes einen Fleck seines Kleides ergriff, die Beyständе folgten darauf in der Reihe. Nachdem nun die Zeremonie auf griechische Art geendet war, flocht man einen Kranz aus den beyden Wachskerzen der Brautleute, und hing ihn über ihr Hochzeitbett auf. Diese Vermischung der beyden Kerzen deutete auf die Einigkeit, die immer unter den Eheleuten herrschen sollte. Der Papa begab sich darauf weg, nachdem er von den Eheleuten und den Verwandten großmüthig beschenkt worden war. Nach einem alten Gebrauche weinte die Braut in dem Augenblicke, wo sie ihren Stand veränderte, — aus Betrübniß darüber, daß sie ihre Aeltern verlassen mußte, oder aus Freude verheirathet zu seyn? Die Aeltern und Verwandten weinten ebenfalls, doch ließen sie es auch nicht an Ermunterungen und Ermahnungen fehlen. Unterdessen wiederhallte das ganze Dorf von Freudengeschrey und Flinten- und Pistolenschüssen. Die junge Frau wurde nun zu ihrem Manne geführt, der sie schon in seinem Hause erwartete. Vor ihr gieng wieder die Hoboe, die Trommel, und zwey junge Leute, die nach dieser Musik tanzten; indem sie die beyden Enden eines Schnupftuches hielten. Endlich wurde die junge Frau in die Wohnung ihres

Mannes eingeführt. Hier wiederholte man das Weinen, die Komplimente und Ermahnungen. Nachdem man nun die gewöhnlichen Erfrischungen genommen hatte, giengs ins Schlafgemach, wo das Brautbett stand, welches die Einen segneten, die Andern zum Gegenstande ihres plumpen Witzes machten. Endlich zog man sich zurück. War die Heirath vollzogen, so nahm der Mann ein Pistol unter dem Kopfkissen hervor, und feuerte es ab, alsogleich fing auch der Tambour an zu trommeln. Viele junge Leute brachten auch die Nacht vor dem Hause zu, wo sie verschiedene Tänze aufführten, und Flinten und Pistolen abfeuerten. Sie wurden reichlich mit Erfrischungen bewirthet.

In einigen Gegenden war die Gewohnheit, daß der Vater der Braut, wenn sich ihm sein Schwiegersohn vorstellte, diesen mit einer Ohrfeige empfing, die der andere mit demüthigem Gehorsame aufnahm. Ich gestehe, daß diese Art der Adoption ein wenig roh ist, und zweifle, ob sie in einem andern Lande Glück machen würde.

Begräbnisse.

Kaum ist Jemand auf dieser Insel gestorben, als man ihn, auch wenn er noch warm ist, schon zu begraben anfängt. Diese Gewohnheit ist empörend, und macht, daß die Fremden eine geringe Meinung von der Anhänglichkeit dieser Insulaner an ihre Freunde bekommen müssen. Denn im Gegentheile ist man nicht so eilig, die einzigen Uiberreste eines Freundes oder Wohlthäters nur weg, und aus den Augen zu schaffen. Das Vergnügen, zeitliche Vortheile zu erlangen, kann ein fühlendes Herz nicht für den Verlust eines Menschen entschädigen, dessen Glück wir theilen. Aber auch nebstdem; wie leicht können solche Unglückliche lebendig begraben werden? In allen gut polizirten Staaten ist eine Zeit festgesetzt, vor deren Verlauf ein Todter nicht begraben werden darf. Hier ist man in 2 Stunden schon eingesargt und eingescharrt. Man hüllt den Körper nähmlich in

eine Art von Hemde, das von allen Seiten zugenäht ist, so daß nur der Kopf und die Hände frey sind. Dann bekleidete man ihn mit seinem besten Gewande, und war er eine obrigkeitliche Person, mit seinen Amtskleidern. Darauf legt man den Körper ausgebreitet auf eine Bahre, die gewöhnlich mit einem rothen Tuche bedeckt ist. Unter dem Kopf hat er ein Kissen, und in den Händen ein Cruzifix, so bleibt er im schönsten Zimmer des Hauses liegen, bis die Geistlichkeit ankommt. War der Todte ein Adelicher, so wurde ihm auch der Degen auf den Sarg gelegt.

Wenn der Todte ein Knabe oder ein Mädchen war, so wurde ihnen ein Kranz auf den Kopf gesetzt. In dem Hause des Verstorbenen hörtte man nur Seufzer und Thränen, besonders äusserten die Weiber ihren Schmerz äußerst lebhaft. Sie rissen sich die Haare aus, sie schlugen sich, sie zerkrazten ihr Gesicht; sie nannten den Verstorbenen bey seinem Nahmen, sie fragten ihn, warum er sein Weib, seine Kinder, seine Freunde verlassen habe. War es ein junger Mann, so sprach man von der Heirath, die er hätte machen können, von den Kindern, die er dann bekommen haben würde; man wiederholte seinen Nahmen mit großem Geschrey, und alles das

wurde so gewissermassen herabgesungen, wie ein Klagelied. Endlich ging man zum Lobe des Verstorbenen über, man pries seine Eigenschaften, seine Tugenden, er war so sanft, so großmüthig, ein so guter Vater! zu was hatte nun alles das gedient? — Dann führte man die merkwürdigsten Epochen seines Lebens an, wie er diese und jene schöne That gethan, hier einen Vortheil über den Feind errungen, hier eine gute Spekulazion, eine glückliche Reise gemacht habe. So that man viele Fragen an den Todten, und forderte ihn mit dem größten Geschrey zur Antwort auf. Die Nachbarschaft nahm ebenfalls Theil an den Klagen der betrübten Familie, und der Lerm zur Ehre des Todten, war so groß, daß auch die Lebenden davon beynahe zu Grunde gingen. Kaum war der Körper von der Geistlichkeit weggetragen, so warf man Gefässe, Krüge und Geschirre auf die Strasse, daß sie zerbrachen, auch goß man Wasser aus, welches als eine Erfrischung für die Seele des Todten betrachtet wurde.

Man errichtete den Todten keine Denkmahle. Bloß ein Stein, auf den ihr Nahme und Sterbetag eingeschrieben war, überbrachte der Nachwelt ihr Andenken.

Die Trauer dauerte für Vater und Mutter ein Jahr, sie wurde kürzer, wie der Grad der Verwandtschaft abnahm. Sie bestand in schwarzer Kleidung, von dieser Farbe mußte auch das Hemde seyn. Ein anderer Beweis der Betrübniß war es, wenn man die Sorge für seine Person völlig vernachläßigte. Das gemeine Volk zog in solchen Gelegenheiten seine häßlichsten Kleider an, und trug während der ganzen Trauerzeit ein einziges Hemd; eine eben so ungesunde als ekelhafte Art seinen Schmerz auszudrücken.

Alle 3 Monathe trug man geröstetes Getreide, Brod, Kuchen, Wein und Oehl auf das Grab; man wiederholte die Klagen, und lud die Todten zu den Mahlzeiten ein. Von den zurückgekommenen Geistern erzählte man sich viele Märchen.

Gerechtigkeitspflege. Adel.

In Corfu konnte nur dann Jemand den Adel erhalten, wenn eine ganze Familie ausgestorben war, und er zur Zahl derjenigen gehörte, die an dem Rathe Theil nahmen. Um zu diesem Vorzuge zu gelangen, mußte die Familie des Bittenden beweisen, daß sie seit drey Generationen kein mechanisches Gewerbe getrieben habe, und ein gewisses Einkommen besitze. So mußten auch 200 Zechinen im Golde erlegt werden; die nöthigen Summen, die Stimmen zu erkaufen, und die Wahl zu feyern, waren ebenfalls nicht unbeträchtlich. Fünf Jahre nach der Wahl konnte der Gewählte keiner Versammlung beywohnen, und erst nach zehn Jahren sich um ein öffentliches Amt bewerben.

In Corfu und den übrigen Inseln befolgte man die römischen Gesetze. Der Proveditore Ge=

neral war der oberste Richter und entschied über das Leben und Vermögen dieser Insulaner. Doch war das noch nicht die letzte Instanz, man konnte noch von da an verschiedene venezianische Gerichtshöfe appelliren. Aber jene, welche dieß Mittel ergriffen, richteten sich und den Beklagten unfehlbar zu Grunde, so äußerst langsam ging hier alles. Auch appellirte man gewöhnlich nur in politischen Angelegenheiten, sehr selten in Kriminalfällen. Eine abscheuliche und schädliche Ungestraftheit hielt das Schwert der Gerechtigkeit immer über dem Haupte des Verbrechers zurück. Während der langen Zeit, die ich auf dieser Insel zubrachte, sah ich nur drey bis vier Todesurtheile vollziehen. Sie trafen wahrhafte Verbrecher, aber so bedeckt sie auch mit Schandthaten waren, so würden sie doch der Strafe entronnen seyn, wenn sie reich genug gewesen wären, die nöthige Summe zu bezahlen, oder wenn sie nicht ihre Grausamkeiten gegen Fremde verübt hätten, von deren Regierung man Vorwürfe fürchtete. Es mag ohngefähr 35 Jahre seyn, daß die Equipage eines fremden Schiffes in dem Kanale von Corfu ermordet wurde. Die Thäter waren aus dem Flecken Manduchio, und ein venezianischer Edler stand an ihrer Spitze. Die Meuchelmörder wurden beynahe alle eingefangen, man fand noch

am Bord des Schiffes den Mantel des Adelichen; er wurde auch ergriffen, aber eine starke Summe, die er gleich bezahlte, verschaffte ihm die Freyheit. Weil man aber doch eine Art Genugthuung geben mußte, so wurde ein junger Bauer hingerichtet, der vielleicht gerade die geringste Schuld hatte. Die andern erkauften statt der Todesstrafe, die Milderung, nur einige Jahre auf den Galeeren zuzubringen. Der Anstifter dieses schändlichen Meuchelmordes entfloh und ließ seinen Mantel zurück, der in der Kanzley aufgehangen wurde, und wofür die Familie immer bezahlen mußte.

Die Justiz war aber nicht immer so vernachläßiget. Zuweilen sahen diese Inseln auch die Fackel der Gerechtigkeit leuchten, aber nur zu der Zeit, wo äussere Gefahren eine grössere Sorgfalt für die innere Sicherheit forderten. Nicht im Frieden genossen die Insulaner Ruhe und inneres Glück, hier wuchsen die vernachläßigten Mißbräuche schnell zu einer drückenden Größe. Aber im Kriege war alles anders, wenn die Republik den Verlust dieser Besitzungen fürchten mußte. Hier wählte man nur solche Proveditores Generales, welche sich durch Moralität oder Einsicht auszeichneten. Bey ihrer Rückkunft nach Venedig mußten sie Rechenschaft von ihrem Verhal-

ten ablegen, und hatten dann die öffentlichen Klagen und Beschwerden der Insulaner zu fürchten.

Der Generalproveditore machte jährlich eine Reise durch alle Inseln; der Scheingrund davon war das Betragen der verschiedenen Behörden zu prüfen, Mißbräuche abzustellen, und dem Unterdrückten Recht zu verschaffen. In der That aber war das Ganze nur eine Spekulazion, um alle Einwohner der andern Inseln in Kontribution zu setzen.

Eine der vorzüglichsten Quellen der Regierung, sich Geld zu verschaffen, waren die Nachforschungen, unter dem Vorwande als geschähen sie zum Besten und auf Befehl des Staates. Jedermann kennt die schreckliche venezianische Inquisizion; in den Inseln hatte sie der Sekretär des Generalproveditore zu verwalten. Beym Eingange und vor seiner Wohnung waren in der Mauer kleine Löcher angebracht, welche zu einer Büchse führten, die nur der Sekretär allein wußte. Hierher konnte jeder seine Anklage bringen, die er zwar unterzeichnen mußte, wo er aber doch gewiß seyn konnte, daß sein Nahme niemahls verrathen würde. Auf diese Art konnte

der rechtschaffenste Mann, in dem Augenblicke, wo er es am wenigsten erwartete, in den Schlünden der Inquisition vergraben seyn, ohne daß er weder sein Verbrechen, noch seinen Ankläger erfuhr. Auf diesen Inseln war übrigens das Geld der Kuchen, womit man den Cerberus einschläfern konnte, der Sekretär bestimmte selbst die Summe, welche man ihm, und dem Generale bezahlen mußte. Nachdem nun der Unglückliche das tiefste Geheimniß feyerlich hatte angeloben müssen, durfte er in den Schoos seiner Familie zurückkehren.

Zuweilen schickte der Senat auch Staatsinquisitionen nach den Inseln; ihre Ankunft verbreitete Schrecken und Bestürzung, sie hatten die ausgedehnteste Gewalt, und ihr Despotismus war ohne Grenzen.

Es ist schwer zu beschreiben, wie weit zuweilen der Geiz des Gouverneurs auf diesen Inseln ging. Zu Zante war ich gegenwärtig, wie einige Landleute zum Voraus die Ungestraftheit eines Mordes erkauften, den sie erst begehen wollten. Ich sah ein Verzeichniß der Preise, wofür man Waffen tragen durfte. Jede Gattung war darinn besonders angegeben, Pistolen kosteten z. B. mehr als

ein Dolch. Ich sah einen Proveditore den Gefangenen, welche sein Geiz in Fesseln geschmiedet hatte, die Erlaubniß verkaufen, den Leichnahm eines ihrer Gefährten begraben zu dürfen, der schon seit zwey Tagen todt war, und in Fäulung übergehend ihr Leben bedrohte. So sah ich auch ein Weib vor diesem Kannibalen umsonst Thränen vergiessen und ihn mit 6 Kindern fußfällig um die Freyheit ihres Mannes anflehen, der eingesperrt worden war, weil er eine Summe von ungefähr zwölf Franken nicht bezahlen konnte.

Landeskultur und Produkte. Industrie. Schiffahrt. Handlung.

Der Umfang der Insel beträgt 60 franz. Meilen, darauf leben höchstens 60,000 Seelen. Ein Fünftheil davon wohnt in der Stadt, der übrige Theil ist auf dem Lande und an den Küsten zerstreut. Allerdings scheint die Bevölkerung ehmahls viel beträchtlicher gewesen zu seyn, und doch konnte die Insel damahls ihre Bewohner selbst ernähren. Heute lebt die Insel gleichsam von der Güte der benachbarten Völker, von denen sie beynahe alle unentbehrlichen Bedürfnisse bezicht. Und doch hat der Boden seine Natur nicht verändert, die Fruchtbarkeit, das Klima wurde nicht zerstöhrt, oder durch Naturereignisse umgewandelt. Nur hat die Erde die nervigten Arme verlohren, die sie sonst unterstützten, weil keine Aufmunterungen den Ackerbau mehr bele-

ben. Die venezianische Regierung hatte zwar ein Gesetz gegeben, daß ein Grundstück, welches fünf Jahre nicht bearbeitet wurde, dem gehören sollte, der diese Nachläßigkeit anzeigte. Aber dieses Gesetz blieb ohne Wirkung.

Corfu kann seine Bewohner nicht nähren, es gibt ihnen nur auf vier Monathe Wein und Getreide. Nur Oehl und Salz erzeugen die Insulaner noch über ihren Verbrauch, und das sind auch die eigentlichen Handlungsartikeln. Der Fischfang gab noch eine ziemliche Ausbeute; die Jagd war unbedeutend. Die Gärtnerey ist noch bey weiten nicht so vollkommen als sie seyn könnte. Alles Schlachtvieh muß der Insulaner von seinen Nachbarn kaufen. Er unterhält blos einige Ziegenheerden, von denen die Milch zu Käsen verwendet wird.

Mit dem Gelde, welches das Oehl, das sie verkauften, den Corfioten eintrug, konnten sie ihre Bedürfnisse nicht decken, sie mußten also das Fehlende auf eine andere Art zu ersetzen suchen. Das geschah denn zum Theile dadurch, daß eine große Anzahl Einwohner jährlich in die Türkey hinübergingen, wo sie dann die Grundstücke bebauen und einärnten halfen, wozu ihnen die Trägheit

ihrer Nachbarn viele Gelegenheit gab; zum Theile durch Schifffahrt und Handel.

Aber war der Gewinn des Corsioten, wenn er die Felder seiner Nachbarn bebauete, für ihn nicht ein wahrer Verlust? War es denn zu seinem Vortheile, wenn er seinen Boden unbearbeitet liegen ließ, um ein fremdes Land fruchtbar zu machen? Der Landmann kam zwar mit einer Belohnung für seine Arbeiten zurück, würde diese aber geringer gewesen seyn, wenn er seinen eigenen Boden bearbeitet hätte?

Sitten und Charakter.

Der Corsiote sah in seinem Vaterlande keine Anstalt, welche den Keim der Tugend in ein junges Herz legen, oder dem aufkeimenden Genie Schwungkraft geben konnte. Die Weisen unter diesem Volke waren jene, welche lesen gelernt hatten. Sie dankten diese Kenntniß einigen griechischen Priestern, oder einigen Fremden, die mit sehr geringem Fortgange Schulen errichtet hatten. Das schöne und liebenswürdige Geschlecht hatte kein besseres Schicksal. Die Frauenklöster waren nicht etwa verehrte Oerter, wo die Jugend das Gute kennen und ausüben lernte, sondern dunkle Gefängnisse, worinn die unschuldigen Schlachtopfer noch ganz verwilderten.

Die einzige Erziehung erhielten noch jene, welche Vermögen genug hatten, sich in der Fremde

Kenntnisse zu erwerben. Ein junger Mann, nachdem er eine gewisse Anzahl von Jahren entfernt gewesen war, seine Schulen durchgangen hatte, und eine, von seinem Geburtsorte ganz verschiedene, Welt gesehen hatte, kehrte dann in seine Insel zurück. Welchen Nutzen hat er aber von seiner Reise gehabt? Was hat er in seinen Schulen gelernt? Hat er sich etwa Kenntnisse erworben? Nein, sondern höchstens die Art, sich welche zu verschaffen, vielleicht auch die Lust sich weiter zu bilden. Gewöhnlich bestand der ganze Vortheil in der Kunst, sich in einer Gesellschaft vorzustellen, und etwas ungenirt sich zu benehmen; glücklich wenn er nicht auch die Kunst gelernt hatte, jeden Tag tausendmahl durch ausgesonnene Unwahrheiten geflissentlich zu täuschen. Dieser junge Mensch war bey seiner Zurückkunft der Held des Tages. Man bewunderte seine Kenntnisse, seine Talente, und seine ganz ungewohnte Benehmuugsart. Aber alle diese glänzenden Eigenschaften erhielten sich längstens einige Jahre, weil es an Mitteln fehlte, die Talente weiter auszubilden, so verlohr sich auch gar bald der Geschmack dazu, der junge Mensch büßte alles wieder ein, was er gewonnen hatte; er stieg wieder in die Reihe seiner übrigen Mitbürger herab, und behielt höchstens einen gewissen

äussern Anstrich, auf den er nun alle Sorgfalt verwendete.

Am meisten standen die Beschäftigungen der Mediziner und Advokaten in Ansehen. Schon bey den Griechen und Römern waren diese Leute sehr geachtet, auch ist ihr Einfluß auf das gemeine Wohl sehr in die Augen fallend. Die Schüler des Hippokrates vertheidigen das Leben ihrer Mitglieder gegen die Uibel der Menschheit, und entrissen sie noch oft den Armen des Todes. Das Rechtsstudium hingegen öffnete andern den Weg zum Tempel der Unsterblichkeit; und die Rechtsgelehrten bedeckten die Tugend mit dem Schilde der Minerva, wenn sie das Laster und Verbrechen angreifen wollte.

Veränderungen in den Sitten. Luxus.

Als die Corfioten unter venezianische Herrschaft kamen, nahmen sie unbemerkt auch einen Theil der Sitten ihrer neuen Herrn an; nur daß sie leichter ihre Laster als ihre Tugenden nachahmten. Selbst die Sprache veränderte sich. Das Griechische wurde mit einer Menge verstümmelter italienischer Wörter untermischt, so entstand ein häßlicher Jargon, welchen nur die gemeinste Volksklassen sprechen. Jeder etwas vermöglichere Insulaner, jeder, dessen Verkehr ihn mit Fremden in Verbindung setzte, sprach viel lieber italienisch, welches aber auch in ihrem Munde einige Veränderung erlitt; alle öffentlichen, und der größte Theil der Handelsangelegenheiten wurden in venezianischer Sprache abgehandelt, so mußte sie in Corfu einheimisch oder wenigstens sehr gewöhnlich werden. In den Sitten brachte die Zeit nach und nach Veränderungen hervor, welche die In=

sulaner mehr zivilisirten, und ihnen neue Bedürfnisse und Freuden kennen lernten. Diese Revolutionen in den Gebräuchen und Neigungen der Corfioten fieng von der Zeit an, wo die Insel eine Beute der Verwirrung und Unordnung wurde; eine Folge der Kriege, wozu Venedig gezwungen wurde.

Noch vor sechzig Jahren seufzte das schöne Geschlecht zu Corfu in einer traurigen Sklaverey. Die Weiber brachten ihr freudenleeres Leben in dem entlegensten Zimmer zu, ein Gitter verschloß das Fenster, und hinderte sie zu sehen, und gesehen zu werden. Man geizte selbst mit der Luft, welche sie einathmeten, und sie durften sich nur ihren Verwandten zeigen. Bis zu dem Augenblicke, wo das Mädchen verheirathet wurde, durfte sie niemahls ausgehen, auch sogar nicht in die Kirche. Nur selten erschienen die Jungfrauen bey Familienzusammenkünften. Sie mußten mit den Mägden, ihren einzigen Gesellschafterinnen, die niedrigsten Hausdienste verrichten. Als Weiber schätzten diese Elenden sich glücklich, wenn sie zuweilen zur Tafel ihrer Männer beygezogen wurden, wo sie aufwarten mußten; erst später war es ihnen auch gestattet, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Zwar lebten die Frauen auch im

ganzen Alterthume in einer grossen Zurückgezogenheit, aber sie war ehrenvoll. Eine Frau befahl nur, nie durfte sie sich zu erniedrigenden Arbeiten herablassen. Sie verfertigten für Vater, Kinder, neue Pfänder ihrer Anhänglichkeit, sie erschienen zuweilen öffentlich, und ihr Anstand zeigte durchaus eine edle sorgfältige Erziehung. Was dieses zurückgezogene, ehrenvolle Leben in der Folge Barbarisches erhielt, war eine Folge der Verdorbenheit und Verwilderung.

Nach und nach veränderte sich auch dieses. In Corfu lebten sehr viele venezianische Edeln, und Offiziere der Land- und Seetruppen. Mehrere davon verheiratheten sich mit Insulanerinnen. Ein Corfiote glaubte seine Familie durch die Verbindung mit einem venezianischen Edelmanne sehr geehrt, dieser war es auch sehr wohl zufrieden, durch eine reiche Mitgabe seinen verfallenen Umständen wieder aufzuhelfen. Nun veränderte die Frau zugleich ihre Lebensart, sie verließ die Gebräuche ihres Vaterlandes und nahm die heimischen Sitten ihres Mannes an. Ihre Anwesenheit, ihr Gemählde von allen den Freuden, welche sie genoß, erweckten in dem Herzen einer Verwandtin, welche noch als Sklavin gehalten wurde, Sehnsucht und Trauer. Die Väter und Ehemän-

ner fügten sich nach und nach, ohne es selbst zu wissen. Endlich wurden die Weiber zu den unschuldigen Freuden zugelassen, von denen sie bald die schönsten Zierden ausmachten.

Nun schlich sich auch der Luxus ein, aber er gab den Insulanern nur flüchtige Freuden, die auf den Verfall des Ackerbaues und auf den Werth der Landesprodukte einen nachtheiligen Einfluß hatten. Bey Völkern, die an Kenntnissen und Produkten reich sind, kann der Luxus möglich seyn, indem er eine Menge Arme in Thätigkeit setzt, die sonst vielleicht müssig geblieben wären, er nährt die Künste, erhält die Manufakturen, öffnet den Lokalreichthümern eine neue Bahne, und zieht die Fremden herbey. Das ist aber nicht so bey einer Nation, die noch ihren Geist nicht gebildet hat, und deren Landeserzeugnisse die Künste nicht nähren können. Der reiche Corfiote verließ nun seine Nationalkraft, um ein fremdes Kleid anzuziehen. Das mußte ihm um so mehr gefallen, als sich sein Aeusseres dann dem der Regierung mehr näherte. Nur allein das Volk behielt die Kleidung seiner Vorfahren, aber auch nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt. Eine rothwollene Mütze, ein kleines Röckchen von Tuch oder Sammt mit Pelz im Winter ausge-

schlagen, im Sommer von Leinwand mit zwey grossen Reihen silberner Knöpfe, ein sehr weites Beinkleid, das bis an die Waden reichte, ein Gürtel von rother Wolle oder Seide, wollene Strümpfe, und Schuhe, die mit sehr grossen silbernen Schnallen befestigt waren, das war die Tracht eines Corfioten. Er läßt seine Haare wachsen, und trägt einen Schnauzbart, auf den er so stolz ist, daß er es für den größten Schimpf hält, wenn er ihn verliehren müßte.

Die Weiber tragen ein eng anschliessendes Korset, ohne Aermel, einen Rock, der immer von der Farbe des Korsets absticht, und Schuhe, die bis an die Knöchel giengen. Ihre Haare, wie die der Männer, sind geflochten; ein grosses, weisses Musselintuch dient zu gleicher Zeit zum Kopfputze und Halstuch; die Weiber von einem gewissen Alter, tragen über alles dieses noch einen langen grauen Uiberrock. Die Landbewohnerinnen, die aber beynahe in jedem Dorfe sich anders tragen, haben auch Gold und Stickerey. Ueber das Korset ziehen sie ein langes Kamisol, oft von Goldstoff, sehr gefaltet, um die Hüfte mit goldenen Schnüren festgemacht, und vorne durch zwey silberne Platten zugeschlossen. Die Zipfel, welche an der Seite herabhangen, sind durch ein sehr

großes, vergoldetes Herz von Silber verbunden, auch um den Hals tragen sie grosse goldene oder vergoldete Kreuze. Ihre Röcke sind mit breiten Galonen besetzt, theils von Gold, theils von Silber, die Schuhe haben keine Absätze. Zum Kopfputze nehmen sie einen viereckigt zusammengelegten Schleyer, durch eine silberne Nadel zusammengehalten, die einen sehr grossen Kopf hat; die Zipfel dieses Schleyers flattern im Winde.

Der Insulaner hat weder Produkte, noch das Talent, sie zu verarbeiten, so mußte er wohl zur Hauptstadt flüchten, um einen Geschmack zu befriedigen, der allein für diese vortheilhaft war. Da der Corfiote wenig Einkünfte besaß, so versagte er sich oft das Nöthige, wegen etwas Uiberflüssigen, woraus ihm die Eitelkeit ein Bedürfniß gemacht hatte. Er entzog es seiner Erhaltung, was er auf seine Kleider verwendete. Der Adeliche, der Bürger, lebten sehr schlecht in ihrer Familie, und wenn sie aus dem unbequemen, schlecht eingerichteten Hause traten, durch goldene und silberne Zierden auf den Kleidern ihren eingebildeten Reichthum zu zeigen; und der Handwerker und Bauer versagte oft seinem Weibe und Kindern die dringendsten Bedürfnisse, um diesem schädlichen Beyspiele zu folgen.

Gesellschaften. Casinos. Theater. Karnaval. Feste. Chiostra oder Pferdrennen.

Die Ausbreitung der Sitten und Gebräuche der Hauptstadt bildeten die Gesellschaften in Corfu. Lange Zeit bestanden sie blos aus einigen Orten, wo die Verwandten mit einigen Freunden zusammen kamen. Nach und nach fühlte man das Bedürfniß einer weniger beschränkten Gesellschaft, deren Unterhaltung zugleich auch bey geringerem Vermögen genossen werden konnte. Die venezianischen Patrizier, die Offiziere, welche an jenen Zirkeln Antheil nahmen, erinnerten sich oft an die wohlfeilen und mannichfaltigen Vergnügen, die sie in Italien genossen hatten. Sie brachten also die Casinos in Vorschlag, welche auch bald in Aufnahme kamen. Zu Corfu gab es mehrere Casinos, wo man sich versammelte.

Das erste bestand aus venezianischen Edeln, sie bildeten ihre Gesellschaft für sich.

In der zweyten versammelte sich der Landadel.

Das dritte bestand aus Offizieren; sie hatten die weise Einrichtung gemacht, daß auch Zivilbeamte beygezogen wurden, wodurch sich die Kosten verminderten, und die Anstalt sich leichter erhielt.

Die vierte hatte seit einigen Jahren die Marineoffiziers errichtet. Der es in Vorschlag brachte, wollte das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, er wollte für die Marinezöglinge in eben diesem Gebäude alle Tage über die Seewissenschaft Unterricht geben, und zwar in den Stunden, wo sich die Gesellschaft nicht dort versammelte. Das Projekt wurde gelobt, das Casino aufgerichtet, aber der Unterrichtssaal hatte bald mit den übrigen eine gleiche Bestimmung, — es wurde darin gespielt.

Wenn man ein Casino errichten wollte, mußte man den Plan der Regierung vorgelegt, und ihre Einwilligung eingeholt haben.

Man versammelte eine Gesellschaft, die sich zu einer gewissen Bezahlung verpflichtete, und zwar

wurde gleich anfangs eine Summe, und dann monathlich etwas Gewisses entrichtet. Einer aus der Gesellschaft übernahm es, einen angemessenen Ort zu finden, und mit Möbeln zu versehen. Diese Casinos bestanden aus mehreren Zimmern, in den einen standen Spieltische, in den andern nur Stühle. In den letztern versammelten sich Jene, die nicht gerne spielten, und die gesellschaftliche Unterhaltung vorzogen. Hier konnten sie auch die venezianischen Zeitungen lesen, die einzigen, die in Corfu erlaubt waren. In einem Zimmer rauchte man auch. Unter dem Casino war ein Kaffeehaus, dessen Besitzer von der Gesellschaft anfangs unterstützet wurde. Er war zugleich der Aufseher über das Casino, und wohnte daselbst. Nebst den Vortheilen seines Gewerbes hatte er noch monathlich eine bestimmte Summe, wovon er Lichter und Karten bestreiten mußte. War nun die Gesellschaft geschlossen, so wurden alle Nahmen auf eine Tafel geschrieben, und diese am Eingange des ersten Zimmers aufgehangen. Nun wurde ein Tag zur Eröffnung des Casinos festgesetzt, wo dann sich alle Mitglieder versammelten. Durch die Mehrheit der Stimmen wählte man dann drey Mitglieder, von denen das erste über die Erhaltung der Ordnung zu wachen hatte. Das zweyte besorgte alles Nöthi-

ge zu den Festen, welche man geben wollte. Das dritte hatte die Kasse zu verwalten, es besorgte die Ausgaben, und legte darüber Rechnung. Alle Monathe war eine allgemeine Versammlung, wo jedes Mitglied seine Meinung abgeben und Verbesserungen oder Veränderungen vorschlagen konnte. Die Gesellschaften konnten sich unter einander jede Stunde im Casino versammeln. Diese Versammlungen wurden um so nützlicher, als man im Privathäusern keine Zusammenkünfte hielt; und wenn man von Geschäften reden wollte, ebenfalls das Casino aushelfen mußte. Jedes Mitglied konnte hier seine Freunde einführen. Am Abend versammelte sich eigentlich die Gesellschaft, man hütete sich aber sorgfältig von der Politik zu sprechen, bloß die Unterhaltungen lieferten den Stoff zum Gespräche. Anfangs waren die Frauen von diesen Gesellschaften ausgeschlossen; sie mußten also traurig seyn, und verflossen gewöhnlich unter Zänkereyen, weil sich die Männer, nur unter sich, keine Schranken setzten. Als auch das schöne Geschlecht an diesen Zirkeln Antheil nahm, wurden sie eben so friedlich als angenehm. Man gab von Zeit zu Zeit Feste in diesen Casinen, ein Abendessen, ein Conzert, einen Ball, u. s. f., wovon die Ausgaben gleich unter die Gesellschaft vertheilt wurden. Dazu lud man

so

so viele Damen, als man nur immer finden konnte, jede beeiferte sich die Versammlung noch glänzender zu machen. Zwischen den verschiedenen Casinos war eine Art von Wetteifer entstanden, welches das andere an Luxus und Artigkeit übertreffen könne. Jedes Fest beschäftigte dann die Neuigkeitskrämer durch einige Tage; in welchen Lob oder Tadel darüber ausgesprochen wurde.

Dieses Vergnügen fand man aber bald nicht mehr zureichend. Einige Offiziers verbanden sich mit mehrern jungen Corsioten, und brachten ein Privattheater zu Stande, wo sie gut oder schlecht kleine Komödien aufführten, die den Insulanern alle sehr wohl gefielen. So entstanden in Corfu die ersten Schauspiele. Die Börse wurde in einen Komödiensaal verwandelt, und ein jährlicher Fond zur Erhaltung des Theaters ausgesetzt.

Lange Zeit durften nur die Männer das Theater besuchen. Wenn sie aber nach Hause kamen, so konnten sie sich doch nicht enthalten, die Neugierde ihrer Frauen zu befriedigen, und ihnen von dem genossenen Vergnügen zu erzählen. Unmerklich wurden sie sanfter, und durch den Einfluß der Künste und Wissenschaften mehr gebildet, erlaubten sie endlich auch ihren Frauen

ihr Vergnügen zu theilen. Unterdessen waren ihre Logen, doch so mit Gittern verwahrt, daß sie nicht gesehen werden konnten. Von diesem Zwange befreyt zu seyn, entschlossen sich die Frauen endlich nur in Masken im Theater zu erscheinen. Aber auch diese Gewohnheit verlohr sich bald, und das schöne Geschlecht konnte ein Vergnügen mit Freyheit genießen, von dem es bald die schönste Zierde wurde. Seit einigen Jahren theilten die Mütter dieses Vergnügen auch mit ihren Töchtern.

Lange Zeit hatte man in Corfu nur wandernde Komödianten-Truppen, welche nur sehr niedrig komische Stücke aufführten, von denen sie nur den Plan aufgezeichnet hatten, die Szenen selbst aber gleich aus dem Stegreife auf dem Theater verfertigten.. Die Hauptschauspieler dabey waren 5 Masken, Arlequin und Brigella; welcher einen bergameskischen Jargon spricht Pantalon der Venezianer, Tartaglia der florentinisch stammelt, und endlich der Doktor Balanco der bolognesisch sprach. Alle diese verschiedenen Dialekte machten die Komödien sehr lustig.

Der Geschmack an Musik, welcher in Corfu überhand genommen hatte, machte diese Gattung

der Theaterstücke bald weniger beliebt, und die Komödien wurden durch die Opern verdrängt; wozu in der Folge noch der Tanz kam. Während des Herbstes und Karnevals gab man nie mehr als 6 Opern und 12 Ballets, wovon die letzten 6 nur sehr schlechte Pantomimen waren. Die Musiker des General Proveditore und der verschiedenen Truppen machte das Orchester aus. Nach den ersten Vorstellungen gieng man nicht mehr des Stückes wegen ins Theater, sondern um dort zusammen zu kommen. Man besuchte alle Logen, ja man mußte dieß schon aus Höflichkeit thun. Der Ehrenplatz in einer Loge war vorwärts, den Rücken gegen das Theater gewendet; so daß man den Generalproveditore und seinen Hof im Auge hatte. Sr. Exzellenz rührten sich nie von ihrem Platze, selbst wenn Damen in Dero Loge kamen; diese, die Generale, und allenfalls die Fremden vom Range durften sich setzen, alle andern mußten stehen.

Im Theater herrschte übrigens die größte Freyheit. Man aß, man spielte darinn. Ein Theil der Logen sah vollkommen den Zimmern der Speisewirthe ähnlich, ein anderer den Spielzimmern. So konnte man freylich wenig von dem Schauspiele genießen, auch kümmerte sich

niemand darum, wenn nicht etwa gerade ein interessantes Musikstück angieng.

Die Schauspielerinnen machten sich, während sie auf der Insel blieben, Gönner und Freunde. Die Zuneigung entstand entweder wegen persönlichen Reitzen, oder wegen der Kunst die sie in dem Gesange, dem Tanze, oder der Deklamazion zeigten. Der größte Beweis der Anhänglichkeit war es, wenn man der Schauspielerin eine Summe verschaffte, die mit ihrer geringen Bezahlung in keinem Verhältnisse stand. Der Beschützer trug aber die Kosten nicht allein. Wenn er schon voraussah, daß das Theater bald geschlossen werden würde, so verwendete er sich bey, seinen Freunden, und war er ein Vorgesetzter bey seinen Untergebenen für sie. Jeder gab nach seinem Vermögen, die Schauspielerin erhielt dann die ganze Summe aus den Händen ihres Gönners, dem auch allein die Früchte ihrer Erkenntlichkeit zu Gute kamen. Diese kleinen Sammlungen hießen Mancia. Weil aber dadurch oft bey verschiedenen Gönnern Streitigkeiten entstanden, so hörten sie am Ende ganz auf, und wurden durch Cavalchine ersetzt. Das waren maskirte Bälle, die im Theater gegeben wurden. Jeder Schauspieler und jede Schauspielerin mach-

te ihr Cavalchine. Alle Zubereitungen des Saales, die Beleuchtung, die Musik, mußte sie besorgen. Wenn man alle Stühle aus dem Parterre wegnahm und das Orchester auf die Szene versetzte, so war Platz genug mehrere Contratänze auf einmahl auszuführen. Rund um die Wände des Saales herum standen die Stühle, wo sich die Tanzenden niedersetzen konnten. Der Ball hatte einen Präsidenten, gewöhnlich bekam diese Stelle der erste Tänzer oder Balletmeister, der dann die verschiedenen Tänze leitete, welche man ausführen wollte. Man mußte bey diesen Bällen maskirt seyn, und mehr oder weniger bey dem Eintritte bezahlen. Der Schauspieler oder die Schauspielerin, zu deren Vortheile das Fest gegeben wurde, saßen am Eingange hinter einem Tischchen, worauf man das, was man geben wollte, hinwarf. Man erhielt dafür nach Umständen eine tiefe Verbeugung oder ein flüchtiges Kompliment.

Im Karnevale wurden auch die besten Theaterstücke gegeben. Da kamen oft Liebhaber zusammen, welche Lust- und Trauerspiele aufführten. Als noch die Sittlichkeit oder vielmehr das Vorurtheil den Weibern die Bühne zu betreten nicht erlaubte, mußten die Frauenzimmerrollen

von jungen Männern gespielt werden. Diese Vorstellungen mochten nun wie immer ausfallen, so schienen sie doch schon einen etwas verfeinerten Geschmack der Insulaner zu beweisen.

Im Komödiensaale gab man auch Konzerte, worinn man immer ein besonderes Musikstück sang, welches entweder ein Virtuose oder ein Liebhaber ausführte. Der Zulauf war bey solchen Gelegenheiten immer sehr groß, und es gab keine Loge, wo nicht ein Abendessen gewesen wäre.

Andere Gesellschaften vereinigten sich zu Privatbällen. Der Tanz machte eine der größten Unterhaltungen bey den Corfioten aus.

Der General-Proveditore, die Generale, und die vornehmern Damen, dann die venezianischen Edelleute erschienen während des Karnevals immer in der Maske. Ihr Domino gehörte nur für venezianische Edelleute, und kein anderer Insulaner würde ihn zu tragen gewagt haben. Er bestand aus einem langen Mantel von schwarzer Seide, der die Kleider bedeckte, darunter war eine Gattung schwarzes Spitzenhemd, welches eine Kappe hatte, womit man den Kopf be-

decken konnte. Der Hut war bey den Männern dreyeckigt, die Larve halb weiß, bey den Frauen schwarz. Dieses Kostume nannte man die Bauta.

Die Landbewohner kamen zu dieser Zeit auch in die Stadt, an allen diesen Unterhaltungen Theil zu nehmen. Der Platz war mit einer großen Menge Volkes angefüllt, welches den Thoren folgte, die ihre Narrheit unter hundert Verkleidungen zur Schau trugen. Der General und seine Kollegen, immer in der Bauta, beschäftigten sich im Herumfahren an diesem wechselseitigen Anblicke.

Von allen Festen des Karnevals aber war das glänzendste und interessanteste das Pferderennen. Ohngefähr in der Hälfte des Karnevals bereitete man die Bahne in einer der breitesten Gassen, die mit dem Platze in Verbindung stand. Auf jeder Seite errichtete man Amphitheaters für die Zuschauer, und einen erhöhten Platz für den Generalproveditore, welcher die Preise vertheilen mußte, dann einen zweyten für die Musik. Am Tage dieses Tourniers kamen die Preiswerber so reich als möglich gekleidet, auf schön geschmückten Pferden, von dem Kampfrichter geführt, und begaben sich an den Eingang der Rennbahne.

Der General in Galla von einem zahlreichen Gefolge begleitet, bestieg seinen Platz, seine Laufer und die der andern venezianischer Patrizier standen den Athleten zu Dienste, und liefen vor ihnen her, eh sie in die Bahne traten. Die Ritter übten sich dann im Lanzenbrechen gegen eine hölzerne Figur, die rechter Hand auf der Bahne stand. Endlich gaben die Trompeter das Zeichen; jeder Ritter sprengte mit eingelegter Lanze vorwärts, gegen einen kleinen eisernen Ring, der mehrere Stäbe hatte, und mit Papier vermacht war. Er hieng an einer Seile, die quer über die Gasse gespannt war; und man mußte ihn dreymahl nach einander herabreissen, wenn man den Preis gewinnen sollte. Die Sieger stellten sich dann dem Generale vor, der ihnen eine Lanze überreichte, an welche der Preis befestigt war. Dann wurden sie von ihren Rivalen nach Hause begleitet. Der Lärm der Trompeten, der Ton der Instrumente vermischte sich mit dem Beyfallsrufen und Klatschen der Zuseher. Die Preise wurden von dem Senate zu Venedig selbst geschickt; der eine bestand aus einem sehr reich gestickten Kleide, der andere aus einem Stücke Gold= oder Silberstoff. Dieses Wettrennen hieß Chiostra, und nur die Vornehmsten konnten daran Antheil nehmen.

Die Bahne blieb während des ganzen Karnevals im nähmlichen Zustande. Alle Tage versuchten die jungen Leute ihre Geschicklichkeit; oft in den auffallendsten Aufzügen, es gab ein sehr fröhliches Schauspiel, welches gewöhnlich sehr zahlreiche Zuschauer hatte.

Einige Tage nach diesem Wettrennen gab man ein zweytes in der alten Festung. Hier kämpften blos die Handwerker um den Preis, der gewöhnlich in einer silbernen Tasse bestand, die der Kommandant der Festung vertheilte. Das komische dieses Wettrennens, wo die Kämpfer größtentheils zum erstenmahle ein Pferd bestiegen hatten, zog eine Menge Zuseher herbey, man applaudirte, wenn einer allenfalls vom Pferde fiel, oder wenn einer glücklich war; lange Zeit machte man sich den Sieg streitig; endlich wurde der Sieger beym Geräusche der Trommeln in seine Wohnung geführt.

Die Arlioti, wie man diese Kämpfer nannte, sind Abkömmlinge des alten römischen und neapolitanischen Adels, die, nachdem sie ihr Vaterland mit beyspielloser Tapferkeit gegen die Türken vertheidigt hatten, endlich aus Anhänglichkeit an die Republik Güter und Geburtsort ver-

ließen. Corfu wurde ihr Zufluchtsort, hier erwarteten sie vergebens die Erkenntlichkeit des Venezianischen Senats, sie geriethen immer tiefer ins Elend, und sanken endlich in jene Volksklasse, die nur durch Arbeit ihren Unterhalt findet.

Zustand der Insel Paxo.

Südlich von Corfu, längstens 4 See-Meilen entfernt, trifft man die Insel Paxo. Sie hat einen Hafen, welcher Gai heißt, und von dem schon der h. Paulus in seinen Briefen spricht. An dem Ufer sind einige Häuser, Kirchen und Buden, wo man Lebensmittel verkauft. Das Klima ist wie zu Corfu, sehr gemäßigt. Die Einwohner sind stark und haben ein gutes Aussehen.

Der Boden ist im Ganzen gebirgig, und liefert den Einwohnern nur für ein Monath Getreide, die Gemüse sind nicht häufig. Ungeachtet aber die Insel nicht fruchtbar ist, so ist ihr Anblick doch nicht unangenehm; sie ist mit einer Menge von Hügeln bedeckt, die mit Olivenbäumen bepflanzt sind, zwischen welchen die ländlichen Wohnungen hervorragen. Der Olivenbaum macht auch hier den einzigen Reichthum der Einwohner.

Auf jenem Theile der Insel, wo die west- und nordwestlichen Windstösse durch ihre Heftigkeit der Kultur des Oehlbaumes unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, ist der Paxinote gezwungen, das Klima und seinen Boden zu besiegen, und er pflanzt dort Reben, die einen ziemlich erträglichen Wein geben. Die Beschwerden bey diesen Pflanzungen sind eine Probe seiner Thätigkeit. Sie sind 2 Schritte lang und eben so breit, er muß sie in den Felsen selbst arbeiten, und auf das mühsamste mit Erde und kleinen Steinen ausfüllen, die zusammen vermischt, eine nicht tiefe Grundlage geben, und von den häufigen Regen sehr bald verschwemmt werden würde, wenn man nicht durch eine Art steinernen Dammes vorbeugte.

Die Früchte sind selten, auch die Jagd ist nicht sehr ergiebig. Sie beschränkt sich auf einige Vögel, die zuweilen vom festen Lande auf die Insel kommen; aber sie halten sich hier nicht lange auf, weil sie keine Nahrung finden.

Die Tiefe des Meeres um die Insel herum, gestattet das Fischen nicht mit den gewöhnlichen Netzen, man muß ein sehr starkes Gewinde nehmen. Die Paxinoten fangen oft sehr große Fi-

sche, sie fischen aber auch kleine mit der Angel. Zur Zeit der Ströme findet man oft viele Muscheln.

Die Beschaffenheit und der geringe Umfang des Bodens erlauben den Parinoten nicht Heerden zu halten, sie müssen sich mit einigen Zügen begnügen. Das feste Land liefert ihnen Schlachtvieh, sie brauchen aber wenig, weil sie größtentheils von Gemüse und Pflanzen leben.

Alle Wohnungen auf Paro sind zerstreut, nie stehen so viele beysammen, daß man sie ein Dorf nennen könnte. Alle Häuser sind von einer gleichen Bauart; die Bevölkerung mag 6—8000 Seelen betragen.

Südlich von Paro, ungefähr eine Seemeile entfernt, liegt die kleine Insel Antiparo, sie mag eine Meile im Umfange haben.

Der Kanal, der sie von Paro trennt, ist tief genug, um die größten Schiffe zu tragen, aber sie nehmen selten diesen Weg, weil ihn die geringe Erhöhung des Landes von Antiparo unsicher macht. Diese kleine Insel blieb lange unbebaut, man sah nur einige unbeträchtliche Bäum=

chen, die den Parinoten zum Heitzen dienten. Einige Parinoten, die sich dort niederlassen wollten, wurden daran durch die häufigen Einfälle der Räuber gehindert. Jetzt haben sie einige Leute in Pacht, die theils Getreide darauf bauen, theils sie zu Weiden verwenden.

Zu Paro findet man noch die Reste einer kleinen Festung, welche vormahls die Venezianer erbauten. Die Sitten, die Erziehung, die Unwissenheit, die Vorurtheile, die Charaktere, alles ist gerade so wie bey den Einwohnern von Corfu. Nur die Frauen waren noch mehr eingeschränkt, und die Sprache, obgleich auch verdorben, doch weniger mit italienischen Worten vermischt.

Bucintro. Parga.

Vier Seemeilen nördlich von Corfu liegt auf der Küste von Albanien, vormahls Epirus, Bucintro. Die Schiffe müssen schon eine Meile früher, bey einem kleinen Flusse ankern, der nördlich in den Albanischen Gebirgen entspringt, und ungemein viele Fische hat. Das Land um Bucintro ist beynahe ganz unbewohnt, und nur mit Brenn- und Bauholz bedeckt. Um das Fort herum sieht man auch einige wenige Olivenbäume. Die Nachbarschaft der Albanier, deren räuberische Einfälle man fürchtet, hindern die größere Kultur. Nach Bucintro bringen sie Getreide und Schlachtvieh, das sie nach Corfu abliefern.

Die Jagd auf Schweine, Hirschen und anderes großes Wildprät ist hier sehr ergiebig.

Die Festung Bucintro liegt auf einer Landzunge, die sich in den kleinen Fluß ausstreckt.

Nicht weit davon sieht man die Ruinen einer alten Stadt. Die Uiberreste davon liefern den Liebhabern der Alterthümer sehr interessante Denkmahle, wovon freylich die meisten die Sammlungen Venezianischer Generale zieren. Die Stücke von Gebäuden, welche den Verheerungen der Zeit entgangen sind, zeigen noch die ehmahlige Pracht und Größe der Stadt. Der Umfang dieser Ruinen mag 4 französische Meilen betragen, man nennt sie Paleopoli, alte Stadt. Die Lage, die Uiberreste der Gebäude beweisen auf eine klare Art, daß hier Butrotum, die Hauptstadt Chaoniens war, wo die unglückliche Andromache an dem Grabmahle ihre Thränen vergoß, das zu Hektors Andenken errichtet worden war. Alles, was die Zeit noch übrig gelassen hat, stimmt vollkommen mit der Virgilischen Schilderung im 3ten Buche seiner Aeneide überein:

> Alles erhebt um die Wette den Schlag, und durchstäubt die Gewässer,
> Straks verbergen sich uns der Phäazier luftige Spitzen,
> Dann Epirus Gestad umlenken wir, gehen hinein dann
> Zu der Chaonischen Port, und nahe der erhabenen Buthrotos —

— — — — — — — — — —

Vor-

Vorwärts wandt ich vom Port, die Gestad' und Flotte verlassend.
Als ihr feyerlich Mahl, und traurige Todten geschenke
Von der Stadt in dem Hain, an des täuschenden Simois Wellen,
Eben Andromache weihte der Asch' und die Manen daherrief
Zum hektorischen Hügel; den leer sie aus grünendem Rasen
Und den Gram zu erneuen, zwey Traueraltäre geheiligt.
So wie mich Kommenden jene bemerkt.

Oestlich von Paxo auf der westlichen Küste Albaniens liegt das Gebieth von Parga. Er hat nur 2 französische Meilen im Umfange, und endigt sich in eine grosse Gebirgskette, die zuweilen durch Hügel unterbrochen wird, auf denen Brennholz wächst. Die Küste bildet von dieser Seite einen Halbzirkel, den ein hoher Fels abtheilt, der sich auf einer kleinen Erdzunge ins Land hinaus erstreckt. Dieser Fels, der einem Kegel gleicht, ist auf seinem Abhange mit Häusern bebaut, die dort anfangen, wo sie von den Anfällen des Meeres sicher sind. Die Häuser scheinen eines aus dem andern hervorzuwachsen, sie sind erhöht, und haben bis 3 Stockwerke. Auf dem Gipfel des Berges steht eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau, der Thurm hat eine Leuchte, den

Bayerische Staatsbibliothek München

Schiffer in der Finsterniß zu leiten. Dieser Hause von Häusern ist von der Landseite mit Festungswerken umgeben, auf denen eine Batterie von Kanonen ist, an der Meerseite schützet die Bewohner ein senkrechter Fels, den man nicht erklettern kann.

Das Klima ist sehr gesund. Die Einwohner sehen im Ganzen sehr gut aus, sie sind stark und erreichen ein hohes Alter. Auch ist es ein schöner Schlag Menschen; die Weiber sind reizend, und haben jene natürlichen Farben, die man vergeblich in grossen Städten sucht. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind Schnupfen und Kartharhe. Natürlich, denn der Parginote schwebt gleichsam zwischen Himmel und Erde, er athmet eine reine Luft, und ist oft heftigen Winden ausgesetzt, welche die Ausdünstungen zurücktreiben.

Das kleine Land der Parginoten ist sehr fruchtbar; es bringt Wein, Getreide, Oehl, und gebrannte Wasser, aber nur die beyden letzten Artikel in hinreichender Menge, das Abgängige von den ersten, muß es von seinen Nachbarn beziehen.

Die Jagd beschränkt sich auf Geflügel, welches sich hier häufig vorfindet. Sehr selten giebt es

anderes Wildpret. Der Fischfang ist für das Bedürfniß der Parginoten hinreichend.

Dieser kleine Landstrich, besonders da er so gut bebaut ist, kann keine Weiden haben. Die Parginoten haben nur einige Ochsen, die sie zur Arbeit verwenden, das Schlachtvieh beziehen sie von ihren Nachbarn. An Holz haben sie keinen Mangel, sie nehmen es aus den nächsten albanischen Wäldern; und können sogar zuweilen ihre Nachbarn damit versehen. Beym Holzschlage kömmt es zwischen den Parginoten und Albanesern zuweilen zu kleinen Gefechten, die aber von kurzer Dauer sind.

Die Bevölkerung beträgt gegen 4000 Seelen, die größtentheils auf den Felsen wohnen. Rechter Hand gegen das Ufer ist noch ein Dorf, wo sich die übrigen hingezogen haben.

Weil die Parginoten ihre eigenen Produkte nicht ausführen konnten, so verführten sie die der Albaneser, und verlegten sich auf die Schifffahrt. Dieses Gewerbe wurde von Zeit zu Zeit durch Zänkereyen unterbrochen, die sich gewöhnlich mit einigen Flintenschüssen endigten. Die Schiffe der Parginoten waren nicht immer friedlich, oft wur-

den sie auch von Räubern bestiegen, welche die Gelegenheit abwarteten, irgend ein schlecht bewaffnetes Schiff zu plündern, von welchem sie die Equipage ermordeten, und das Schiff selbst versenkten, um ihre Verbrechen zu verbergen. Dann nahmen sie ihren Raub, theilten ihn mit jenen, die sich ihnen widersetzen, oder sie bestrafen sollten, und hatten so die Freyheit alle Schandthaten zu begehen.

Der Charakter der Parginoten hat den Stolz und die Rohheit des Albaniers. Die Weiber geniessen die vollkommenste Freyheit, aber wenn man einer etwas Zärtliches sagen, oder sie aufmerksam betrachten wollte, so würde sie darüber so aufgebracht seyn, daß sie gar nicht die Rache ihres Mannes erwartete, sondern gleich selbst einen Stein oder ein Messer zu Waffen gebrauchte. Ihre Tracht ist wie die der Paxinoten; Sitten und Gebräuche sind aus Paxo und Albanien zusammen vermischt.

Prevesa.

Wenn man von Parga südöstlich der Küste von Albanien folgt, findet man die Mündung des Meerbusens von Arta, wo Prevesa gebaut ist. Es liegt an den Grenzen jener türkischen Provinz, die bey den Alten Akarnanien genannt wurde, jetzt aber Xeranero heißt. Das Gebieth von Prevesa bildet beynahe ein Dreyeck, und mag fünf französische Meilen im Umfange haben. Nicht weit von der Festung ist ein kleiner Hafen, und zwischen beyden eine Quelle von süssem Wasser, woraus die Fahrzeuge ihren Vorrath schöpfen. Sie heißt Megalivrisi oder der grosse Brunnen, vermuthlich wegen ihrer Reichhaltigkeit.

Nicht weit von der Festung bilden die von den albanischen Bergen herabströmenden Wässer und der geschmolzene Schnee im Winter eine Quelle, die mehrere Mühlen treibt.

Die Nachbarschaft der albanischen Berge, die immer mit Schnee bedeckt sind, die Moräste und viele seichte Stellen im Meerbusen von Arta verursachen in der Luft sehr schädliche Veränderungen. Auch sind die meisten Einwohner gelähmt, und sehen gelb und kränklich aus.

Das Gebieth von Prevesa, als es die Republik Venedig an sich brachte, hatte eine grosse Menge von Schiffsbauholz. Indem man den neuen Ansiedlern dort Grundstücke überließ, wollte doch der Senat nicht gerne jenes Holz aufopfern, welches für den Schiffbau von so grosser Wichtigkeit ist. Man verboth also jene Bäume zu fällen, die mit dem Siegel des heiligen Markus bezeichnet wurden. Die Prevesaner, in ein kleines Gebieth geschlossen, das ihnen nicht das Nöthige gab, gleichsam in den Wäldern verlohren, welche die Ungesundheit ihres Klimas noch vermehrten, wußten das Gesetz zu umgehen. Sie machten unten an den Bäumen tiefe Einschnitte, wodurch der Saft herauslief, und der Baum vertrocknete. Die Bäume giengen also zu Grunde, oder sanken wohl gar um. So verschaffte sich der Prevesaner Platz und Holz, womit er heitzen, und auch seine Nachbarn versehen konnte. Nun sind nur mehr

einige kleine Gehölze geblieben, die man auch zu diesem Gebrauche verwendet.

Das Erdreich, sehr wenig zu dem Ackerbaue geeignet, ist für die Baumzucht ausserordentlich günstig. Die Bewohner haben den Oehlbaum zu pflanzen versucht, und der Versuch ist gelungen. Die andern Fruchtbäume, als Orangen, Zitronen, kommen ebenfalls gut fort; aber die Früchte haben keinen guten Geschmack. Es giebt auch Reben, aber ohne Bedeutung, die Prevesaner beziehen ihre Weine von Arta und St. Mauro. Pflanzen giebt es in Menge. Die Gemüse haben ein sehr gutes Aussehen, aber wenig Saft. Die Ursache liegt vielleicht im Wasser, womit man wässert, theils auch in dem sandigten Boden. Sie werden, wie die Früchte, früher zeitig als auf den Inseln. Das Getreid erhält sich nicht. Die Jagd ist in allen Jahrszeiten ergiebig. Grössere Wildpräte sowohl als Hasen u. a. jagt man größtentheils nur im Winter, man streift ins türkische Gebieth hinüber, und findet Schweine, Hirschen u. a. Im Sommer führt man gegen das Geflügel Krieg. An den Morästen sind viele Wasservögel.

Der Prevesaner hat Fische von allen Gattungen. Der Fischfang ist nicht beschwerlich, die

Fenster der Häuser sind an das Ufer hinaus gebaut, man fängt oft die größten Fische an der Angel. Prevesa versieht seine Nachbarn mit frischen Fischen, und bringt ihnen auch eine ziemliche Menge eingesalzen; einige werden sogar geräuchert.

Die Prevesaner unterhalten nur einige Ziegenheerden, deren Milch zu Käse verwendet wird, sonst haben sie einige Lastthiere und Zugochsen. Es giebt keine andere Wohnung als die Festung von Prevesa; die Bevölkerung mag sich auf 7 bis 8000 Seelen belaufen.

Vonizza.

Das Vorgebirge Scadifachi, nördlich von Prevesa, und das von Chiefalo bilden eine Strasse, um in den Meerbusen von Arta zu kommen. Wenn man diese Passage vorbey ist, kömmt man nach Vonizza. Auch dieses Gebieth ist durch die türkische Provinz Xeromero begrenzt. Oestlich von der Festung erhebt sich im Meere eine kleine Insel, von etwa einer Meile im Umfange, auf welche man eine Kapelle gebaut hat.

Das Klima von Vonizza ist sehr ungesund, und für die Fremden schädlich. Die Luft ist durch die Ausdünstungen so vieler Quellen, Seen und Teiche verdorben. Die Einwohner sehen auch ungesund aus.

Das Gebieth von Vonizza besteht aus einer grossen Ebene, welche von der Festung beherrscht

wird; dann aus einigen andern Flächen, von kleinen Hügeln unterbrochen. Der Boden ist fruchtbar, aber es fehlt an Händen, die ihn bebauen. Die Einwohner bauen einiges Getreide, welches sehr gut fortkommt, wahrscheinlich wegen der vielen Bäche, die den Boden bewässern. Man hat hier keine Trauben; auch keine andern Obstbäume, als den Olivenbaum. Die Gärtnerey ist auf einige wenige Pflanzen beschränkt; Oehl, Wein, Früchte, selbst Gemüse nehmen die Einwohner von St. Mauro. Beynahe alle Hügel sind mit Gehölze besetzt, von denen vieles zum Land- und Wasserbaue dient; das übrige wird zur Heitzung verbraucht.

Die Beschaffenheit des Bodens, und die wenige Benützung desselben, machen die Weiden hier nicht selten. Man unterhält also Ochsen, Hammel, Ziegen, Schweine u. a. Thiere. Wolle, Häute, Käse und Butter führt man nach S. Mauro, wo man andere Bedürfnisse dagegen eintauscht.

Die Jagd bringt eine reiche Ausbeute, sowohl an Geflügel als anderem Wildpret, und ein Bewohner von Vonizza würde jeden Schuß für verlohren achten, der nicht einen Hirschen, ein

Schwein oder so etwas getödtet hätte; Thiere, welche in jenen Wäldern sonst häufig angetroffen werden.

Die Küsten von Vonizza sind sehr fischreich; und am Ufer findet man die verschiedensten Muschelsorten. Aber die Fische haben gewöhnlich keinen guten Geschmack, auch werden wenige davon gefangen. Die Bevölkerung von Vonizza schätzt man auf 2000 Menschen, die in vier kleinen Dörfern wohnen.

Die Festung von Vonizza besteht in einem länglichten Viereck. Sie ist durch Thürme und Mauern beschützt, die stark genug wären, wenn sie mit Sorgfalt unterhalten würden. Zu Zeiten der Venezianer standen einige Kanonen dort. Alle Gebäude, welche vormals in der Festung waren, sind ganz zerfallen, kaum sieht man noch die Mauern davon. Die glückliche Lage von Vonizza könnte sie sehr wichtig machen; auf einem hohen Felsen gethürmt, bestreicht sie das Meer, und ist gleichsam der Schlüssel zu dem Meerbusen von Arta; sie beherrscht ferner das ganze Land, und nirgends in der Nähe ist ein Hügel, wo man eine Batterie mit Vortheil anlegen könnte. Sie wäre auch geräumig genug, eine zahlreiche Gar-

nison zu fassen, und um so wichtiger, als die ganze umgränzende türkische Provinz nicht eine einzige Festung hat.

Man hält die Bewohner von Vonizza für fähiger und geistreicher als die Prevesaner. Ihre kleine Anzahl macht, daß sich alle mit ländlichen Arbeiten beschäftigen. Sie treiben durchaus kein anderes Gewerbe, und ihr ganzer Handel besteht im Verkaufe ihres überflüssigen Viehes und Getreides. Sonst haben sie einen sanften Charakter, besonders die Weiber, die zu mildthätigen und gastfreundlichen Handlungen viele Neigung zeigen. Sie üben diese Tugenden oft gegen die Elenden, die von Thiagui und Cephalonien kommen, um einem Zuflucht in St. Mauro zu finden. Eben so großmüthig sind sie gegen die durchreisenden griechischen Geistlichen, welche sie selten ohne ein Geschenk entlassen. Wie arm auch eine Familie sey, so trägt sie doch dem Pfarrer jeden Sonntag ein grosses Brod. Tritt der Geistliche aus der Kirche, so findet er vor derselben gefüllte Schüsseln mit Fleisch und andern Nahrungsmitteln. Wenn ein Geistlicher zu einer Tafel kömmt, so setzt er sich ohne alle Umstände dazu.

Ihre Sitten und Gebräuche sind wie die der Prevesaner; doch haben sie vieles von den Albanesern

angenommen, von deren Einfällen sie vieles leiden. Diese letzteren rauben, plündern, verheeren die Wohnungen, und treiben die Heerden fort. Zuweilen führen sie auch Sklaven fort, die sie auf die grausamste Art behandeln. Sie binden sie in der Tiefe des Waldes an einen Baum, und thun ihnen verschiedene Martern an, damit sie ihre Verwandten schriftlich um ihre Auslösungssumme ersuchen mögen. Kommt das Geld nicht gleich an, so hauen sie dem Gefangenen ein Ohr oder die Nase ab, und schicken sie der Familie, diese für ihre Gleichgültigkeit zu bestrafen. Wird die Summe ganz verweigert oder kömmt sie gar zu spät, so kühlen sie ihre Rache oft durch den Tod des Schlachtopfers. Ist aber das Geld gekommen, so binden sie den Gefangenen los, und barbieren ihn, dadurch glauben sie ihre Grausamkeiten völlig gut gemacht zu haben. Hernach kann der Unglückliche hingehen, wo es ihm beliebt.

Vonizza ist das Anaktorium der Alten, man sieht noch einige Ruinen, die aber schlecht erhalten sind. Eine Meile von der Festung trifft man noch Spuren eines alten Gebäudes; aber es ist schwer zu bestimmen, was es eigentlich gewesen seyn möge. In der Nähe von Prevesa und Vonizza giebt es noch viele Ruinen, Reste von Mauern,

die aus Quadern gebaut und mit Kalk verbunden waren. Einige halten dieß für die Ruinen einer Stadt, die Antonius und Kleopatra anlegten, um sich hieher zu flüchten. Ich weiß nicht, daß Antonius jemahls einen solchen Plan gemacht hätte, auch scheinen diese Ruinen viel älter als die von Nikopolis; eine Stadt die Oktavian bald nach dem Siege bey Aktium baute.

St. Mauro.

Die Insel St. Mauro liegt zwischen Corfu und Cephalonien. Sie hat beynahe eine runde Gestalt, und ohngefähr 20 franz. Meilen im Umfange. Sie ist durchaus mit Bergen und Hügeln bedeckt, eine einzige sehr schöne Fläche ausgenommen, die nicht weit vom türkischen Gebiethe entfernt ist. Auf dieser Fläche am Ufer des Meeres ist die kleine Stadt Amoxichi, die Hauptstadt der Insel gebaut. St. Mauro könnte man vielleicht mit mehr Recht eine Halbinsel als eine Insel nennen. Sie hängt auch wirklich mit dem festen Lande durch eine Sandbank zusammen, die etwas über eine Meile lang ist. Diese Sandbank, auf welche jetzt die Festung von St. Mauro gebaut ist, wurde einmahl von den Korinthiern durchgegraben; die Einwohner haben vergebens

von der venezianischen Regierung das nähmliche zu erhalten gesucht.

Der Hafen Figaretto hat eine halbzirkelförmige Gestalt, nicht weit davon ist ein anderer Hafen, Nahmens Civotta, der sehr lang und enge ist.

Die Insel hat keinen einzigen schiffbaren Fluß, aber eine Menge Quellen von süssem Wasser. In einem von Bergen umgebenen Thale, bilden viele Gewässer in der Hälfte des Oktobers eine Art See, und wenn er nach und nach vertrocknet, läßt er eine herrliche Ebene zurück, die sehr fruchtbar ist. Das Erträgniß gehört einem nicht weit entfernten griechischen Kloster, das Getreide, Gemüse und Früchte daraus bezieht. Die ganze Insel ist beynahe mit Bergen bedeckt, von denen die höchsten in der Mitte sind. Doch liefert sie kein Bauholz; nur wenige Eichen und viele Olivenbäume. Zum Heitzen bedient man sich des kleinen Gesträuches, wovon es vieles giebt. Metalle scheint die Insel nicht zu besitzen. Das Klima ist im Herbst und Winter sanft und mild, im Frühjahre und Sommer aber ist die Hitze oft unerträglich. Auch ist die Luft ungesund.

Die

Die Fläche von Amorichi ist sehr fruchtbar. Sie bringt alle Gattungen Getreide, Oehl, Wein, auch giebt es eine Menge Fruchtbäume, vorzüglich Orangen und Citronen. Das steinigte Erdreich auf den Gebirgen könnte vielleicht angebaut werden, wenn es nicht an Arbeitern fehlte.

Die Leukadischen Weine waren bey den Alten nicht sehr geschätzt, man hielt sie für schädlich.

Der Fischfang ist gewöhnlich um St. Mauro sehr reichlich, besonders giebt es sehr viele Muscheln, Austern und eine Fischart, die man Achtfuß nennt, weil sie so viele Schweife hat. Auch findet man große, blutrothe Muscheln, die man Krebsmuscheln nennt. In den Wäldern giebt es viel Wildpret; aber wenig zahmes Vieh, einige Ziegenheerden abgerechnet.

Der Handel von St. Mauro ist nicht ausgedehnt. Die Salinen sind das wichtigste Produkt; die Insel versah Venedig mit Salze, und schickte mehreres davon auch auf die andern Inseln, ja selbst nach Schweden.

Die Einwohner haben beynahe gar keine Schifffahrt, sie bedienen sich provesanischer Fahrzeuge. Unterdessen ist doch vor mehrern Jahren von einem Insulaner eine Brik gebaut worden. Man sieht daraus, daß sich die Kosten, welche man an die Pervesaner bezahlt, leicht ersparen liessen.

Die alte Stadt von Crucadia, welche dieser Insel den Nahmen gab, scheint in der Nähe des Meeres südlich und in einer geringen Entfernung von der jetzigen Hauptstadt gelegen gewesen zu seyn. Man sieht hier und dort noch einige Mauerreste von griechischer Bauart.

Der jetzige Hauptort Amoxichi ist übel gebaut, und unreinlich. Erst seit einigen Jahren hat man die Hauptstrasse gepflastert, sie endet auf dem St. Markus Platz, der ein Viereck bildet, und nicht weit von dem Meere entfernt i st. Auf einer Seite steht eine lateinische Kirche, auf der andern die griechische des heil. Spiridion. Auch dieser Platz wurde vor kurzem gepflastert, und in der Mitte hat man eine Säule aufgestellt, worauf man den Löwen des heil. Markus stellte. Die Häuser sind sehr niedrig und haben größtentheils nur ein Stockwerk, die höheren haben noch eine Gallerie die auf die Gasse geht, und in den

heissen Tagen sehr angenehm ist. Alle diese Häuser sind völlig ohne Zeichnung und Geschmack gebaut.

Die Festung von St. Mauro im 13ten Jahrhunderte errichtet, und zwar auf der Sandbank, welche die Insel mit dem Kontinente zusammenhängt. Sie ist mit der Stadt durch eine Wasserleitung von einer halben Meile verbunden, welche die Türken unter Bajazeth bauten. Nach einer alten Sage soll Bajazeth einen Baumeister dazu ohngefähr eine Million bewilligt, und ihm dann den Kopf abschlagen lassen haben, weil er ein Drittel dieser Summe erspart hatte. Das Gebäude ist vom Erdbeben sehr beschädigt.

Die Festung ist unregelmäßig und durch 5 Thürme beschüzt, sie ist nicht sehr groß, braucht aber doch eine grössere Besatzung als die 200 Mann, welche die Venezianer dort gewöhnlich unterhielten. Die Lage ist sehr günstig, von allen Seiten sind die Festungswerke mit Wasser umgeben, man kann sich nur in kleinen platten Schiffchen nähern.

Die Griechen nennen diese Fahrzeuge monoxila, ein Nahme der sich auf ihre Bauart bezieht, denn sie sind nur aus einem einzigen ausgehöhlten Stamme gemacht, die 15 bis 20 Schuhe lang, 1 ½ Fuß breit und beynahe eben so hoch ist. Man sitzt auf dem Boden dieses Schiffchens, welches man durch 2 Ruder, oder durch eine lange Stange leitet. Sie haben zuweilen auch Segel, aber es ist unvernünftig sich ihrer zu bedienen.

In Amoxichi sind vierzehn griechische Kirchen, die schönste ist die von St. Maria. Auch sind auf der Insel 5 griechische Klöster. Die Zahl der Dörfer mag sich auf 30 belaufen, das beträchtlichste ist das von St. Peter; Einwohner mögen gegen 16000 hier seyn.

Der Charakter derselben ist sanft und friedlich. Sie haben wenig Muth, Energie und Ehrgeiz; mit einem mittelmäßigen Glückszustande sind sie völlig zufrieden. Ihre Sitten haben viele Aehnlichkeit mit denen der Griechen zu Morea.

Die Weiber sind im Ganzen genommen schön, und geniessen viele Freyheit. Dem Luxus und Putze sind sie ergeben. Ihre Tracht wie die der

Männer ist orientalisch, sie vernachläßigen nichts sie reich auszuzieren. Alle ihre Kleider sind auf türkische Art mit Stickereyen in Gold, Silber und Seide. Das nähmliche gilt von den Hemden und den langen und weiten Beinkleidern, welche sie unter den Röcken tragen. Das Brauthemde, ein Geschenk des Bräutigams, ist von weisser Seide an den Ermeln, und um die Brust mit Gold oder Silber gestickt. Wenn der Gatte seine junge Frau in sein Haus einführt, so trägt man mit der größten Pracht das ganze Heirathsgut nach. Man sieht da die Geldsumme auf einer großen Schüssel, dann die offenen Coffer, worinn Kleider nnd Wäschzeug liegt. Auch das Hochzeitbette wird nun im Pompe getragen; den Zug beschließt das Küchengeschirre. Der Lärm der Kasserole und Kessel vermischt sich mit dem Klange der Instrumente. Während des Zuges werden die Neuvermählten mit Segenswünschen überhäuft. Die Feste dauern gewöhnlich acht Tage.

Wenn die beyden Brautleute sich bey der Trauung die Hände geben, so tritt immer ein junger Mann dazwischen; dann muß das erste Kind ein Knabe werden.

In einigen Dörfern wird der Bräutigam mit Tagesanbruch in die Mitte eines Platzes oder Hofes geführt, und auf einen Stuhl gesetzt. Hier bleiben dann zwey Männer beschäftigt, der eine ihn zu kämmen, der andere ihm das Gesicht einzuseifen. Das dauert bis zum Sonnenuntergange fort. Zu seinen Füssen steht ein Becken, worein kleine Münze geworfen wird. Die Braut mit ihren schönsten Kleidern geziert, sitzt auf einem Kissen in der Mitte eines Zimmers, das ganz mit ihrer Ausstattung ausgeziert ist. Die Aeltern und einige Freunde leisten ihr Gesellschaft.

Thiaqui.

Die Insel Thiaqui, östlich von Cephalonien, ist von dieser nur durch einen 2 Meilen breiten Kanal getrennt. Ihre Gestalt ist ein längliches Viereck, ihre Länge mag 4, ihre Breite 1 ½ Meile betragen.

Es befindet sich hier ein Hafen, der vor allen Winden gesichert ist, und in welchem die Schiffe eine vollkommene Ruhe geniessen. Dieser Hafen ist von allen Seiten mit Bergen umgeben. An ihrem Abhange ist das beträchtlichste Dorf gebaut, dessen letzte Wohnungen an das Ufer stossen. Nicht weit davon ist eine süsse Quelle, welche die Schiffe mit Wasser versieht. Eine Erdspitze, die sich ins Meer erstreckt, trennt diesen

Hafen von einem andern kleinern, der nur Kauffahrteyschiffe von 500 Tonnen aufzunehmen geeignet ist. An dem Ufer sieht man nur einige Fischerhütten; die Wohnungen sind gewöhnlich hoch auf den Bergen.

Thiaqui ist mit Felsen bedeckt, die dem Ackerbaue unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Doch giebt das bebaute Land mehr Getreide als die Bewohner für sich brauchen. Das übrige wird nach Zante und Cephalonien geführt.

Die Insel bringt sehr viele Korinthen, darinn besteht der beträchtlichste Ausfuhrsartikel; der Wein reicht nur für den Gebrauch hin. Die Jagd ist völlig unbedeutend, nicht so der Fischfang. Der Gartenbau beschränkt sich auf einige Gemüse und Früchte. Das Geflügel hingegen kömmt hier sehr gut fort. Die Bevölkerung beträgt gegen 6 — 7000 Seelen, die in vier oder fünf Dörfern zerstreut sind.

Die Insel Thiaqui hatte verschiedene Nahmen, die bekanntesten darunter sind Dulichium und Ithaka. Der Charakter, die Sitten und die Kleidung ist gerade wie in Cephalonia.

Physischer Zustand von Cephalonien. Umfang. Häfen. Erdreich. Produkte. Gärtnerey. Wintermelonen. Eigenheiten einer Ziegenheerde. Manna. Fischfang. Jagd. Klima.

Cephalonien liegt westlich von Albanien, und östlich von Romelien an der Mündung des Meerbusens von Patras. Sie hat ohngefähr 60 Meilen im Umfange, und beynahe eine runde Gestalt.

Der Hafen dieser Insel liegt nordwestlich, ist geräumig, und beschreibt einen Halbzirkel von hohen Bergen umgeben. Auf dem Gipfel des höchsten ist eine kleine griechische Kirche zu Ehren des heiligen Theodors gebaut. Sie giebt dem Hafen den Nahmen. Nördlich beym Eingange in

den Hafen erhebt sich ein Felsen, der Quardiant heißt, und ⅔ Meilen im Umfange hat. Hier ist ein griechisches Kloster und eine Kirche zu Ehren der heil. Jungfrau. Nordwestlich vom Hafen liegt eine kleine Stadt Nahmens Lixuri. Ihre Lage ist dem Handel sehr vortheilhaft.

Wenn man der Küste östlich folgt, so kommt man an eine Höhle, welche die Neugierde wohl reizen kann. Der Eingang ist schmal, aber dennoch bleibt für eine Barke Raum. Die Verschiedenheit der Farben, womit die Höhlung geschmückt ist, gewährt einen lachenden Anblick. Er ist bloß ein Werk der Natur, aber die sorgfältigste Kunst hätte es nicht schöner schaffen können. Nebst diesem herrlichen Anblicke genießt man noch das Vergnügen der Jagd, denn hier giebt es eine ungeheure Anzahl von wilden Tauben. Die Insulaner, welche ihnen den Krieg erklärt haben, dringen in ihren Zufluchtsort, der von außen sorgfältig mit Netzen verschlossen ist. Dann machen sie einen großen Lärm, die erschreckte Taube sucht ihr Heil in der Flucht, und findet Gefangenschaft und den Tod.

Nordöstlich auf der Insel führt ein enger und rauher Weg zu einer andern Höhle, deren Ein-

gang gleichsam von drohenden Felsen vertheidigt wird. Ist man einmahl eingedrungen, so sieht man eine Menge versteinerter Muscheln von der verschiedensten Gestalt. Ferner ist die Höhle noch mit Stalactiten besetzt, deren mannichfaltige Formen ein eben so angenehmes als ewiges Schauspiel geben. Es giebt noch viele Höhlen, in welche die Schäfer bey Nacht ihre Heerden zu treiben pflegen, während sie selbst unter freyem Himmel übernachten.

Cephalonien ist großentheils mit steilen Felsen bedeckt, unterdessen würde das urbare Land die Einwohner nähren, wenn es ordentlich bearbeitet wäre. Die nothwendigen Bedürfnisse, Getreide z. B. ist in sehr geringer Menge vorhanden; und reichen nur auf 4 oder 5 Monathe, das Uibrige wird von Morea bezogen. Es werden sehr viele Korinthen und eine Menge Oehl erzeugt, die vorzüglichsten Artikel, mit welchen hier Handel getrieben wird.

Man sammelt auch wenige Seide, welche man viel höher als die von Morea schätzt. Die Tafelweine werden auf der Insel selbst verzehrt. Man hat zuweilen einigen ins Ausland verführt, aber nie etwas Beträchtliches dabey gewonnen.

Es werden hier verschiedene sehr geschätzte Liqueurs verfertigt, aber größten Theils als Geschenke versendet. Der Gartenbau ist hier noch im Verfalle. Im Winter sammelt man eine Gattung Melone, die man Bacchieri nennt, und denen von Maltha vorzieht. Die letzteren sind völlig rund, und haben eine grünliche Farbe, die ersteren aber sind oval und sehr schön gelb. Das Fleisch ist weiß. Die Melonen erhalten sich sehr lange, wenn sie aufgehangen werden.

Man trifft auf Cephalonien einige Weiden. Alle nicht felsigte Erde ist mit Getreide oder Früchten bebaut. Es giebt also sehr weniges zahmes Vieh; die Ochsen und Hammel beziehen die Insulaner von Morea. Man hält nur einige Ziegenheerden, aus deren Milch Käse verfertiget wird, den man einsalzt, und in Oehl aufbewahrt. Bey einer dieser Heerden bemerkte ich eine sonderbare Eigenheit. Ich war im Frühlinge bey einem angesehenen Insulaner auf dem Lande, und trank alle Tage ein Glas Milch. Der Grieche, der mich bediente, hatte eine Ziege gewöhnt, täglich in mein Zimmer zu kommen, wohin ich sie leicht mit einigen Korinthen locken konnte. Da bemerkte ich, daß alle Zähne meiner Ziege von einer sehr schönen goldgelben Farbe waren. Ich machte ihr

den Mund auf, und rieb die Zähne, welche aber dadurch noch glänzender wurden. Diese Entdeckung interessirte mich sehr, ich würde meine Ziege nicht mit Amaltheen vertauscht haben, wenn gleich der letzteren die Ehre zu Theil wurde, einen Jupiter zu säugen. Ich theilte die Entdeckung meinem Hauswirthe mit, und dieser versicherte mich, daß es mehrere solche Ziegen mit goldenen Zähnen gäbe. Dann führte er mich auf eine Wiese, die mit einer kleinen Mauer umgeben war, und wo ich über 200 Ziegen antraf, die alle die nähmliche Eigenheit hatten. Sie waren viel fetter als die andern, welche ich noch auf den übrigen Theilen der Insel gesehen hatte. Auch gaben sie mehrere und eine bessere Milch. Ich unterhielt mich über diese Erscheinung mit einem sehr unterrichteten Arzte, er zeigte mir statt der Antwort einen goldenen Ring, von welchem ein Theil mir Silber schien. Dann ließ er mich bemerken, daß das Weiße sich durch kein Reiben vertreiben lasse. Er erzählte mir, als er von St. Mauro nach Cephalonien gekommen sey, habe er auf einem Vorgebirge der Insel Pflanzen gesucht, und ein Schnupftuch damit angefüllt. Da er in das Schiffchen wieder eingestiegen war, das zum Unglücke nicht ganz zu seiner Disposizion war, sey er sehr erstaunt gewesen, seinen goldnen Ring beynahe ganz in Sil-

ber verwandelt zu sehen. Er rieb ihn vergebens. Diese Erscheinung fesselte seine Aufmerksamkeit, er schrieb sie einer jener Pflanzen zu. Nun versuchte er es mit allen seinen mitgenommenen Pflanzen einen goldenen Ring weiß zu färben, aber vergebens. Mit Verdruß sah er, daß diese wunderbare Pflanze sich nicht unter den seinigen befinde. Freylich wünschte er sehnlich umzukehren, aber der Schiffspatron und die andern unwissenden Reisenden wollten davon nichts hören. Wie Schade, daß diese beyden Pflanzen nicht bekannter geworden sind. Auch an heilenden Kräutern hat Cephalonien Uiberfluß.

Im Frühjahre sind die Baumblätter mit einer großen Menge von weißer Manna bedeckt, sie hat den nähmlichen Geschmack und eben die Wirkungen, wie jene von Calabrien. Es ist auffallend, daß man bis jetzt eine für die Menschheit so wichtige Sammlung vernachläßigt hat. Auf der Spitze dieses Berges sieht man eine Menge menschlicher Gebeine, die vermuthen lassen, daß diese Stellen einmahl bevölkert gewesen seyn mochten. Einige meinen, daß man durch eine lange Zeit die Todten dort begrub, diese Meinung ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Andere glauben, daß die Einwohner sich oft hieher zurückzo-

gen, wenn die Türken oder Barbaresken in die Insel einfielen. Sie versichern, daß hier eine große Menge dieser Unglücklichen durch das Schwert oder den Hunger umkamen, als sich die Türken Cephaloniens bemächtigten.

Der Fischfang ist an den Küsten dieser Insel nicht ergiebig, auch die Jagd bringt wenige Vortheile. Das Klima ist im Ganzen gemäßigt, aber sehr veränderlich und daher oft schädlich.

Die Insel Cephalonien hat 3 kleine Städte, Argostoli, die Hauptstadt, Lixari und Asto; ferner ungefähr 130 kleine Dörfer. Die Bevölkerung mag sich auf 20,000 Seelen belaufen. Es giebt hier 25 griechische und 3 lateinische Klöster.

Die Hauptstadt Argostoli liegt durchaus von Bergen umgeben, und ist eben so ungesund als unangenehm. Man kann sie höchstens einem französischen Dorfe vergleichen. Auch sieht man nur kleine und übel gebaute Häuser, von denen die meisten sehr durch das Erdbeben gelitten haben, welche überhaupt auf diesen Inseln große Verheerungen anrichten.

Das Lazareth ist das erste Gebäude, welches man an dem Ufer erblickt, es hat einen traurigen Anblick. Weiter weg ist der Brunnen, wo sich die Schiffe mit Wasser versehen; auch die Stadt wird damit versorgt, und zwar führt man das Wasser über Meer dahin. Zu diesem Ende bestimmt man alte Schiffe, in der Mitte steht eine grosse Tonne, die oben ganz offen ist, und die ganze Breite des Schiffes einnimmt. Diese Gattung Barken nennt man Korinthien, sie werden von einem einzigen Manne geführt.

Nicht weit von dem Brunnen sind an der Küste die ersten Wohnungen von Argostoli. Diese kleine Häuser sind aber nur von armen Leuten bewohnt, und von einander durch Zwischenräume getrennt, welche Ruinen ausfüllen. Endlich sieht man die Stadt in ihrem ganzen Umfange. Eine kleine Anzahl Häuser sind besser als die übrigen gebaut. Beynahe alle haben vor sich einen kleinen Felsendamm, welcher mit Erde bedeckt ist. In vielen Häusern ist der Eingang im ersten Stocke, wohin man durch eine Stiege gelangen muß. Weil die Erdbeben keine Keller gestatten, so sind diese im unteren Geschosse, dort bewahrt man Oehle, Weine und alle Vorräthe, Argostoli liegt am Fuße eines Hügels,

der es beherrschte, und auf dessen Spitze ein Dorf mit mehreren Windmühlen steht. Es ist hier kein einziges Gebäude, welches die geringste Aufmerksamkeit verdiente.

Einem leeren Platze zwischen den Häusern, welcher dadurch entstanden war, daß man die Ruinen der von dem Erdbeben eingestürzten Gebäude weggeräumt hatte, war der Titel eines Markusplatzes gegeben worden. Hier hielt man Markt, hier kamen jene zusammen, die Geschäfte zu verhandeln hatten. Ein Krainer hatte hier eine Bude aufgesteckt, wo er einige Erfrischungen verkaufte, und die er Kaffeehaus nannte.

Einige Jahre vor der Ankunft der Franzosen auf der Insel, hatten die bedeutendsten Einwohner von Argostoli eines der größten Häuser, das auf den Platz gieng, zurichten lassen. Hier hatte man einen grossen Saal angebracht, der zu Gesellschaften und Rathsversammlungen diente. Aus andern Zimmern hatte man nach dem Vorbilde zu Corfu ein Casino gemacht.

In Argostoli ist ein lateinisches Franziskanerkloster. Die Kirche davon ist die einzige, welche einen Thurm hat. Die grichischen haben vor

oder neben dem Gebäude, eine Gattung Bogen, unter welchen man die Glocken aufgehangen hat. Oft sind es nur zwey Zipressen, die in einer gewissen Entfernung gepflanzt werden, zwischen ihnen hängt die Glocke an einer hölzernen Stange.

Lixuri ist viel besser gelegen, dem Handel und der Gesundheit zuträglicher. Doch haben die Erdbeben sehr viele Zerstöhrungen angerichtet. Die Strassen sind so voll Ruinen, daß man kaum darinn zu gehen im Stande ist.

Vor zwanzig Jahren ohngefähr ließ ein Insulaner in seinem Garten nicht weit von Lixuri einen Brunnen reinigen, und fand mehrere Alterthümer. Das erste bestand in einer kleinen marmornen Urne, von der bloß das Fußgestelle etwas gelitten hatte, die Innschrift die man noch zum Theile daran fand, verkündete den gewaltsamen Tod eines jungen Mannes von 18 Jahren, Cajus Antonius, der nach Cephalonien verbannt worden war. Das andere war ein Frauenkopf von weissem Marmor, der einer ganzen Statue anzugehören schien. Blos aus dem Kopfputze konnte man schliessen, daß es eine griechische Gottheit gewesen seyn mochte. So fand man nun auch in diesem Brunnen mehrere Münzen,

und einige eherne Tafeln, auf denen man noch griechische Buchstaben unterscheiden konnte, aus denen aber kein Sinn heraus zu finden war. Nebst allen diesen traf man noch eine Menge grosser Zähne, die den Pferdezähnen ganz ähnlich schienen.

Der Luxus ist schon zu Argostoli sehr beschränkt, aber die Bewohner von Lixuri treiben die Einfachheit noch viel weiter. Gewöhnlich geht der Bürger in der Schlafmütze umher, Hut und Degen wurde für die feyerlichen Gelegenheiten aufbewahrt, wo man sich zu Argostoli dem Representanten der Republik vorstellen mußte.

Ein sehr steinigter Weg von zwey Meilen führt von Argostoli nach Axo. Die Venetianer bauten diese Festung im Jahre 1595 auf sehr hohen und ausgezackten Bergen, auf welche man nur durch einige sehr enge Fußsteige gelangen kann. Die Festung ist unregelmäßig und übel gebaut, aber für ihren Zweck noch immer gut genug. Diese besteht nähmlich darinn, daß sie den Einwohnern bey den Einfällen der Korsaren zum Zufluchtsorte diene. Am Fusse des Gebirges liegt ein kleiner Hafen, der nur 3 oder 4 Galeeren fassen kann. Das Innere der Festung

selbst enthält nichts was die Mühe, sie erstiegen zu haben verlohnen könnte. Es befindet sich dort die Kathedralkirche, welche ganz einfach verziert ist.

Nicht weit von Axo ist ein anderer Berg, auf dem ein griechisches Kloster gebaut ist. Diese Kirche ist die reichste auf der Insel, man bewahrt hier die Reliquien des heil. Erasmus, gegen welchen die Cephalonier eine ganz besondere Verehrung zeigen. Der Körper des Heiligen ruht in einem silbernen 6 Fuß hohen Sarge, man setzt ihn an dem Nahmensfeste des Heiligen und bey allgemeinen Unfällen zur öffentlichen Verehrung aus. Bey den Alten hieß die Insel Melena, Samos, Tetropolis u. a.

Religion. Regierung. Adel. Handel. Charakter.

Die lateinische Religion bekannte auf der Insel beynahe niemand als die venezianische Regierung und die Garnison. Zu Argostoli war ein Franziskanerkloster. Zu Lixuri las ein Mönch nur an grossen Festtagen eine Messe in der kleinen Kapelle, welche die lateinische Kathedralkirche war. Auch zu Axo war eine kleine Kapelle. Zuweilen besuchte der Bischof von Zante die Kirche von Cephalonien, dann wohnte er im Kloster zu Argostoli.

Cephalonien war schon damahls der Sitz eines Bischofs, als es noch zum morgenländischen Kaiserthum gehörte. Dieses Bisthum wurde zu

einem Erzbisthume erhoben, nachdem die Insel unter venezianische Herrschaft gekommen war. Den Mißbrauch, den mehrere Prälaten von ihrem Ansehen gegen den Klerus machten, verursachte Streitigkeiten zwischen beyden Kirchen. Die von Zante verfocht ihre Rechte mit der größten Lebhaftigkeit. Endlich wurden diese Zwiste vor den venezianischen Senat gebracht. Die Zantioten beschränkten sich jetzt nicht auf ihre alten Klagen, sie verlangten sogar mit den Cephaloniern zum Erzbisthume konkurriren zu dürfen. Ihre Wünsche wurden erhört. 1717 entstanden wieder neue Zwiste, sie wurden durch ein Dekret des Senats beendet, das dem Cephalonischen Klerus das Recht zusprach den Bischof zu wählen, der aber immer nach zwey Cephaloniern einer vom Zante'schen Klerus seyn mußte.

Wenn nun diese Wahl vollzogen werden sollte, so wartete man damit bis zu dem Zeitpunkte, wo der Generalproveditore auf seiner Reise hin ankam, er mußte in der Versammlung vorsitzen, und die Wahl wurde durch seine Stimme bestätiget. Ich hatte Gelegenheit eine solche Wahl zu sehen. Die ungeheure Menge grichischer Geistlicher, die sich dazu zusammen gefunden hatte, wählte endlich zum Versammlungsorte einen gro-

ßen Rasenplatz, der mit Mauern umgeben war, und ehemahls ein Garten gewesen seyn mochte. Auf einer Seite der Mauer wurde ein Thron aufgerichtet, davor standen mehrere Stühle, ein Tisch, darauf ein Evangelienbuch, und der Schleyer der den Bischof unterscheidet, wenn er nicht in Amtskleidern ist. Der General in militärischer Uniform, von einer zahlreichen Menge cephalonischer Räthe und Offiziere begleitet, vor ihm die Sindyker und andere Adelichen begab sich an den Versammlungsort, wo die Papas schon vereinigt waren. Kaum war der General und sein Gefolge eingetreten, so besetzte ein Detaschement von Truppen das Thor. Der General begab sich auf den Thron, die venezianischen Edelleute und Sindyker nahmen ihre Plätze ein. Um die Stuffen des Thrones standen die Offiziere; an den 4 Ecken desselben 4 slavonische Soldaten, von der Garde des Generals. Die Stadtdiener theilten darauf die Kugeln aus. Es waren für diesesmahl nur zwey Konkurrenten, aber jeder hatte eine mächtige Parthey unter dem Klerus. Ihr Vermögen hatte ihnen den Weg zum bischöflichen Sitze gebahnt. Die Versammlung war sehr stürmisch, und schien auf eine unangenehme Art reden zu wollen. Endlich wurde durch das Ansehen des Generals, und das Zureden der Weisern die Ru-

he wieder hergestellt. Alle beyden Kandidaten wurden ausgeschlossen, und alle Stimmen vereinigten sich für einen sehr alten griechischen Geistlichen, der sich durch seine Tugenden die allgemeine Hochachtung erworben hatte. Nachdem die Wahl geendet war, näherte sich der Gewählte dem Generale, der ihm selbst den Schleyer an seine Mütze befestigte. Dann wurde der Prälat auf einen Stuhl erhoben, und beym Lärme der Glocken und Pöller in die Kathedralkirche geführt, von wo er, nachdem er sein Gebeth verrichtet hatte, wieder nach Hause zurückgebracht wurde. Hier fand er denn eine Menge Leute, die ihm Glück wünschten. Viele kamen auch dahin, weil sie das Alter und die Rechtschaffenheit des neuen Bischofs ehrten. Er lebte nicht lange in seiner neuen Würde, die nach seinem Tode einer jener beyden Kandidaten bekam.

Der Erzbischof von Cephalonien hieng in geistlichen Angelegenheiten von dem Patriarchen von Konstantinopel ab. Er hatte keine festgesetzten Einkünfte, aber die zufälligen machten doch eine nicht unbeträchtliche Summe.

Alle Jahre besuchte er die Dörfer auf der Insel, und alle 2 Jahre die verschiedenen Kirchen

von Zante. Hier schlichtete er die Dinge, die vor seinem Gerichtsstuhl gehörten, als Ehescheidungen, die Weihe der Priester, die Abstellung eingerissener Mißbräuche u. a; dann versah er auch alle Obliegenheiten des Pfarrers in dem Dorfe wo er sich aufhielt. Der Bauer betrachtete es als ein Glück, wenn sein Kind von dem Oberhaupte der Kirche getauft worden war; zwey junge Eheleute, die er eingesegnet hatte, hofften nun mit Gewißheit mehr Glück und Einigkeit; die Thränen um einen theuern Verstorbenen wurden milder, wenn ihn der Segen des Bischofs zu Grabe begleitet hatte. Schleuderte man den Bann gegen einen Feind, so mußte er wohl, von ihm ausgesprochen, kräftiger seyn, als von einem einfachen Priester. Da nun für alles das bezahlt werden mußte, so würde das Amt ziemlich einträglich gewesen seyn, hätte nicht der Bischof die Stimme des Generalprokurators und der Wählenden erkaufen müssen.

Cephalonien wurde durch einen Proveditore regiert, der von Venedig dahin geschickt worden war, auch der Kommandant der Festung von Asto war ein adelicher Venezianer. Die Garnison der Insel belief sich höchstens auf 300 Mann.

Wie auf den andern Inseln, bildeten auch hier die Einwohner eine Landmiliz, unter dem Nahmen Cernide. So wurde auch hier nur der Adel zu den wichtigeren Stellen bestimmt; wenn die cephalonischen Edelleute sich in Corfu befanden, so durften sie den Versammlungen beywohnen, und im Rathe ihre Stimme geben. Die Corfioten hatten in Cephalonien das nähmliche Vorrecht.

Die trockenen Korinthenbeeren und das Oehl sind die einzigen Erzeugnisse, die in grosser Menge aus Cephalonien ausgeführt werden. Die Cephalonier haben immer viele Schifffahrt getrieben, ihre Marine ist die zahlreichste und thätigste von allen Inseln; sie vernachläßigten nichts was ihr aushelfen konnte. Seit der Zeit als der Besitz der Krimm die Schifffahrt der Russen im schwarzen Meere gesichert hatte, segelte ein großer Theil der Cephalonier statt unter venezianischer unter russischer Flagge. Ihre Schiffe, die bisher nur den adriatischen Meerbusen, das Mittelmeer und die Levante bereist hatten, segelten nun auch im schwarzen Meere. Nach Cherson führten sie verschiedene italienische Waaren, und brachten dafür Eisen und Kaviar, eine Art von schwarzen Teig aus Fischeyern. Die Griechen

verzehren sehr viel von dieser Speise, die sie mit Oehl und Zitronensaft anmachen.

Der Cephalonier ist fein, gewandt und in seinen Entwürfen sehr ausdauernd. Wenn er sich einmahl vorgenommen hat, zu einem Zwecke zu gelangen, so streben alle seine Gedanken und Bemühungen dahin, nichts hält ihn auf, ein eigentlicher Proteus wechselt er mit allen Formen, von denen er glaubt, daß sie ihn zum Ziele führen können. Er ist rachgierig und hinterlistig, besonders bemerkte man an den Vornehmern diese Eigenschaften. Die Einwohner von Argostoli waren in eine Menge Partheyen getheilt, die sich unaufhörlich verfolgten. Die venezianische Politik, weit entfernt die Gemüther zu versöhnen, suchte sie vielmehr entzweyt zu halten. Man muß auch den Cephaloniern Fähigkeiten für alle Wissenschaften zusprechen. Cephalonien hat das Ausland mit Staatsmännern, mit Heerführern versehen, die sich durch ihre politischen und militärischen Talente auszeichneten. Einige haben sich auch mit Erfolg der Gelehrsamkeit gewidmet. Auch die Gastfreyheit ist eine Tugend der Cephalonier, sie lieben die Fremden, lassen sich gerne von ihnen belehren, und geben dem Verdienste das gebührende Lob. Die andern weniger gast-

freundlichen Inselbewohner behaupten, daß es mit der cephalonischen Gastfreyheit nur auf eine Spekulazion abgesehen sey, denn da sie gerne reisen, so träfen sie leicht wohin, wo sie wieder zum Ersatze gut aufgenommen würden. Sonst lieben sie noch das gesellschaftliche Vergnügen, und ihre Weiber geniessen alle Freyheit. Uibrigens habe ich weder in ihren Sitten noch Gebräuchen etwas Ausgezeichnetes bemerkt.

Zante. Der Hafen Chieri dient oft Seeräubern zum Zufluchtsorte. Räubereyen, die dort ausgeübt worden sind. Berge von Scopo. Schwefelquellen, ihr Nutzen. Mineralwässer. Höhlen. Erdbeben. Winde. Klima. Produkte. Korinthen. Feine und Tafelweine. Oehle. Oliven von verschiedener Art. Salinen. Flüsse. Gärtnerey. Holzmangel. Jagd. Fischfang. Seekälber. Art sie zu tödten. Heerden. Bevölkerung. Mühlen. Giftige Thiere.

Zante liegt südlich von Cephalonien nur durch einen Kanal von 4 Meilen in der Breite von dieser Insel getrennt. Die zwey merkwürdigsten Vorgebirge sind Schinari und das Gebirge von Scopo. Schinari hat einen kleinen Hafen für Galeeren, Barken und kleinere Schiffe.

Die Küste biethet einen reitzenden Anblick, um so schöner als sie ihre Mannichfaltigkeit bloß

der Natur verdankt. Im May, wo die Korinthenreben sich zu entwickeln anfangen, wallen die süßesten Gerüche allenthalben dem Besuchenden entgegen, am fühlbarsten sind sie beym Auf- und Untergange der Sonne. Nur zuweilen wird dieser Genuß durch eine entgegengesetzte Empfindung gestört.

Nicht weit von der Küste von Schinari findet man sehr tiefe Höhlen, aus denen eine Menge weißlichter Fette fließt, welcher sehr stinkend ist. Wenn das Wasser ruhig ist, schwimmen auch große Flocken dieses übelriechenden Schaumes darauf herum. Man gebraucht ihn in den Krankheiten der Maulesel, Pferde, Ochsen, Hammel u. s. f. Er läßt sich sehr leicht trennen. Noch hat kein Chemist eine Analyse versucht. Ich suchte einen Mediziner, mich mit seinen Kenntnissen bey einer Untersuchung zu unterstützen, aber als man uns einen solchen Schaum gebracht hatte, fanden wir in den Gefässen nur ein gelbes Wasser, das wir, wegen des hohen Grades der Fäulniß, wegschütten mußten.

Das Gebirge von Scopo ist wegen seiner Höhe merkwürdig. Diana hatte dort einen sehr berühmten Tempel, den Plinius mit dem Bey-

worte der edle bezeichnet. Die Insulaner hatten eine ganz besondere Verehrung für diese Göttinn. Heut zu Tage ist von ihrem Tempel keine Spur mehr vorhanden, aber selbst in einer griechischen Kirche, die dem heiligen Demetrius geweiht ist, sieht man noch die Spuren jener Dianenverehrung. Der Altar dieser Kirche nähmlich besteht aus einem einzigen viereckichten Steine, der 2½ Fuß lang, und 1 Fuß dick ist. Man liest darauf folgende Innschrift:

Archikles, der Sohn des Aristomenes,
Alcidama, die Gemahlinn des Archikles,
Haben ihre Tochter Clenippa
Dem Dienste Dianens geweiht.

Die Vorhalle dieser Kirche ist mit 4 Säulen von zipolinischen Marmor geziert, die einen Fuß im Durchmesser haben, auch der Altar ruht auf einem großen Säulenstücke vom nähmlichen Gesteine. Nichts zeugt mehr für die Barbarey und Unwissenheit der jetzigen Neugriechen, als die Menge von Alterthümern, die man so oft mitten unter ihren unförmlichen Wohnungen und Gebäuden verstreut findet. Der Altarstein in der Kirche des h. Demetrius liefert einen traurigen Beweis für die Behauptung. Ich war immer erstaunt, daß dieses Monument nicht schon lange von einem

der Antiquitätensammler entführt worden sey, die doch so oft auf diesen Inseln eine reiche Ausbeute fanden. Aber freylich würde man den griechischen Geistlichen, welcher die Kirche besorgte, schwer zur Herausgabe haben bewegen können.

Der Tempel der Diana Opitis ist durch eine griechische Kirche der heil. Jungfrau ersetzt worden, wobey sich viele Mönche von der Regel des heil. Basilius befinden. Der Abt des Klosters hat eine der besten Pfründen, auch bekömmt sie immer ein Geistlicher von Adel. Man wallfahrtete oft zu diesem Kloster; auch Lustparthien kamen häufig hieher. Unter dem Schatten eines hohen Felsens oder eines Olivenbaumes wurden ländliche Mahlzeiten gehalten. Sie endeten gewöhnlich mit munteren Tänzen, welche von einer ländlichen Geige oder Leyer begleitet wurden. Zuweilen kamen auch beyde Instrumente zusammen. Dann stimmte die völlig disharmonische Musik trefflich zu den Bewegungen der Tänzer, deren Schritte und Bewegungen nur der tobende Gott des Weines leitete. Wenn sich unglücklicher Weise noch eine schlechte Hoboe und eine große Trommel zum Orchester gesellte, so war das der Augenblick, wo sich ein noch einigermassen empfindliches Ohr nothwendig zurückziehen mußte.

Die

Die Papas nahmen keinen Theil an diesen Tänzen, sie entschädigten sich gewöhnlich für diese Freuden durch die Vergnügungen eines wohlbesetzten Tisches.

Wenn man an der Küste der Länge nach fortschifft, kommt man an die Festung von Zante, welche an die Spitze eines Berges gebaut ist. Der Hafen von Chierri hat schon oft Seeräubern und Korsaren zum Aufenthalte gedient, wo sie den Kauffahrteyschiffen auflauerten. Im Jänner 1781 bemächtigte sich der englische Kaper Minxtowa, der französischen Tartane Maria. Dieses Schiff, welches nach Smyrna bestimmt war, und dessen Ladung ohngefähr 500,000 Livres betragen mochte, hatte sich während der Uiberfahrt von einer Convoi entfernt, welche eine Fregatte die Sultannin genannt, begleitete. Nun kam dieß letztere Schiff auch in diesen Hafen, um von dem Schicksale der Tartane etwas Näheres zu erfahren. Am nähmlichen Tage aber hatte der Engländer diese Tartane genommen, und machte nun Anstalt, sie nach Zante zu führen, wo sich ein englischer Konsul aufhielt.

Als man der Sultannin sagte, daß die Tartane an der Spitze der Insel in Gesellschaft eines Kapers gesehen worden sey, gieng sie sogleich un-

ter Segel. Bald darauf wurde der Minxtowa sichtbar. Die Sultannin war ein schlechter Segler, desto geschwinder gieng der Korsar, er näherte sich schnell der Fregatte, und indem er ihr einige Kanonenschüsse anbrachte, suchte er ihre Aufmerksamkeit allein auf sich zu ziehen, und von der Tartane abzuleiten, die sie sonst zuverlässig wiedergenommen hätte. Der Kommandant gieng in die Schlinge, er verfolgte den Korsaren, der ihn so lange neckte, bis er die Beute in einen Hafen von Morea gebracht hatte, wo er sie so schnell als möglich verkaufte. Der Generalkonsul von Frankreich protestirte lebhaft gegen ein solches Verfahren, welches dem Völker= und Seerechte ganz entgegen liefe, aber alles war vergebens, die Sache blieb wie sie war.

In den ersten Tagen des Jänners 1783 gieng ein englisches Schiff in den Hafen Chierri vor Anker. Diese Nazion war dort immer gerne gesehen worden. Zwey Tage vergiengen ohne daß man ein Boot am Lande ankommen sah. Der Papa von der kleinen Insel Marathonisi, neugierig die Ursache davon zu erfahren, begab sich mit 2 Griechen an den Bord des Schiffes. Er wurde auf dem Verdecke empfangen, wo er nur 3 Männer sah, einen Slavonier, einen Albaneser

und einen jungen Griechen von der Insel Paros. Sie sagten ihm, daß ein Barbareske sie verfolgt habe, die Equipage habe sich voller Bestürzung in die Chaluppe gerettet, und sie so ihrem grausamen Schicksale überlassen. Während der Nacht hätten sie das Raubschiff aus dem Gesichte verlohren, und wären nun mit allen Segeln gegen Chierri gesteuert, dessen Hafen sie gekannt hätten. Der Slavonier gab sich für den Steuermann aus, und fügte hinzu, der Kapitän läge krank in seinem Zimmer, dort wären auch seine 2 Söhne und sein Bedienter, doch hätte er den Befehl gegeben, wenn jemand käme, während er schliefe, ein Boot und einige Matrosen zu verlangen. Der Papa entfernte sich mit Versicherung, daß er den Auftrag des Slavoniers vollziehen würde. Nun aber berichtete er alles dem Besitzer von Marathonisi. Dieser gab schnell dem englischen Konsul und dem Proveditore Nachricht davon. Die Erzählung des Slavoniers erregte Verdacht, man trug dem Papa auf, wieder zum Schiffe zurückzukehren, und zu versuchen, ob er nicht einen von jenen Dreyen ans Land locken könnte. Diesen Auftrag vollzog er sehr geschickt. Er begehrte nähmlich von dem Slavonier, er möchte einen von seinen Leuten mit ihm schicken, damit dieser das Boot in Empfang nehmen könnte. Der Sla-

vonier willigte ein, und schickte den Albaneser ab. Kaum war dieser in einer gewissen Entfernung vom Ufer, als der Papa von einer Anzahl bewaffneter Bauern unterstützt, sich auf ihn stürzte, und ihn an Händen und Füssen gebunden, nach der Stadt schleppte. Hier wurde er nun vernommen, man erfuhr, daß das Schiff wirklich ein englisches sey, und die Großherzoginn Toskana hiesse, daß es vor ohngefähr 20 Tagen von Livorno nach Smyrna abgesegelt sey, und daß seine Besatzung aus 20 Engländern bestanden habe. Nebst dem sey noch der Slavonier der Paxinote, die Frau des Kapitäns, zwey junge Engländer, welche die Marine studierten und ein Jude auf dem Schiffe gewesen. In den ersten Tagen der Ueberfahrt erzählte der Albaneser ferner, habe ihm gleich Osegovich (so hieß der Slavonier) seine ganze Lebensgeschichte vertraut, und daß er schon seit langer Zeit den Vorsatz mit sich herumtrüge, sich an den Venezianern zu rächen, weil sie ihn einmahl dafür verfolgt hätten, daß er an der Grenze von Dalmazien einige Türken ermordet und geplündert hätte. Doch sey er aus den Gefängnissen von Cattaro gerade noch an dem Tage glücklich entsprungen, wo er gehangen werden sollte. Darauf schilderte er dem Albaneser seinen Plan, auf alle Gefahr die ganze Schiffsequipage umzu-

bringen, sich des Fahrzeuges zu bemächtigen, und es nach Maina führen, wo sie es vom Neuen zum Raube ausrüsten wollten. Der Albaneser gab seinem Entwurfe Beyfall, und schwur ihn zu unterstützen; nun nahmen sie noch den jungen Paxinoten zu Hülfe, der auch sein Vaterland verlassen hatte, um dem Tode oder den Galeeren zu entgehen. Osegovich hatte eine Kammer entdeckt, in welcher der Kapitän alle Gewehre sorgfältig verschlossen hielt. Eines Abends, als der Albaneser und der Paxinote allein mit drey Engländern wachte, alle übrigen aber im tiefen Schlafe versunken waren, nahm Osegovich eine Keule, die auf dem Verdecke liegen geblieben war, und schlug damit einen der Engländer vor den Kopf; zu gleicher Zeit wurden die beyden andern von dem Albaneser und Paxinoten mit Dolchen erstochen. Osegovich, ohne Zeit zu verliehren, springt in die Gewehrkammer und macht Lärm. Der Kapitän und ein anderer Offizier eilt herbey, die Verschwornen feuern, bald sind die Meisten von der Equipage verwundet, die andern in größter Verwirrung, stürzen sich in die Chaluppe, und werden hier noch von Osegovich und seinen Gefährten mit Flintenschüssen verfolgt, die noch einen tödten. Die Eingeschifften erreichen endlich das Land, der Kapitän, ein Adjutant des Ge=

neral Elliot, und die übrigen Geretteten schifften sich bey einem Corsischen Vorgebirge aus, in dessen Nähe jenes Verbrechen begangen wurde. Osegovich verfolgte seinen Plan weiter. Er ließ die vier getödteten Engländer ins Meer werfen, die drey Verwundeten hatten das nähmliche Schicksal. Endlich befahl er der Frau des Kapitäns, sich als Mann anzukleiden, sie mußte mit den beyden jungen Engländern und dem Juden aufs Verdeck gehen, und die Schiffsarbeiten verrichten. Demungeachtet konnte Osegovich den Reizen der jungen Engländerin nicht widerstehen, er hatt die stärkste Leidenschaft zu ihr gefaßt, und wollte sie eines Abends befriedigen, als der Albaneser mit gezücktem Dolche auf ihn zusprang, und die Unglückliche aus den Armen seines Nebenbuhlers befreyte. Denn auch er war von den Reizen des Weibes bezaubert worden. Nun endigte der Albanier seine Aussage mit der Versicherung, daß Osegovich in Chierri nur ein Boot und einige Griechen finden wolle, und daß er mitten in seinem Zimmer eine Pulvertonne und angezündete Lunten bewahrte, um sich bey dem geringsten Verdachte, den er wahrnähme, gleich in die Luft zu sprengen. Nach dieser Erklärung führte man den Albaneser in ein Gefängniß, wo er mit Ketten an ein Feldbett angeschmiedet und

durch zwey Schildwachen bewacht wurde. Wie sollte man aber jetzt die unglücklichen Reisenden aus Osegovichs Händen reissen? Der letzte Punkt, der Erklärung des Albaners, mußte darüber viele Besorgnisse einflößen. Man beschloß endlich zwey Fischerbarken mit 50 Slavoniern zu besetzen, und vertraute den Befehl darüber einem geschickten und verläßigen Kapitän. Dieser ließ beynahe alle Mannschaft sich an den Boden der Barken niederlegen, und nur einige wenige waren als Fischer verkleidet sichtbar, als ob sie Netze zurichten wollten. So zeigte er sich dem Schiffe. Das grausame Schicksal der jungen Engländerin und ihrer unglücklichen Gefährten rührten ihn so sehr, daß er vor allen andern auf ihre Rettung bedacht war. Er begab sich also allein an Bord, und brachte mehr als eine halbe Stunde allein in Osegovichs Zimmer zu, der ihm Pässe und andere Reisepapiere übergab. Der Vizekonsul fand das alles in guter Ordnung, und während er einige Gläser Punsch trank, die ihm Osegovich antrug, beruhigte er diesen über das Ausbleiben des Albaniers, den er, wie er sagte, in der Stadt zurückgelassen habe, um Lebensmittel und einige taugliche Matrosen aufzufinden; der aber jetzt bald zurückkommen müsse, Osegovich schien nun auch ganz zufrieden gestellt. Der Vizekon-

sul benützte diesen Augenblick, leitete das Gespräch auf die Fremden, und schlug einen Spaziergang am Lande vor. Osegovich nahm das nicht an, doch erlaubte er der Frau des Kapitäns und den beyden jungen Engländern einen Gang in freyer Luft. Nur den Juden behielt er bey sich zurück. Nachdem der Vizekonsul die Unglücklichen, welche er retten wollte, ausgeschifft hatte, ließ er sie, in schneller Fassung, nur an dem Ufer des Meeres vor dem Angesichte des stürmischen Osegovich spazieren gehen. Eine Stunde darauf kam ein Kahn mit 6 Griechen an Bord, die vom englischen Vizekonsul geschickt zu seyn behaupteten. Osegovich nahm sie auf, fragte aber sogleich nach dem Albanier. Einer der Griechen antwortete ihm verdrießlich, daß er in der Stadt mit einigen Landesleuten tränke, und sie vorausgeschickt hätte. Osegovich, der sobald als möglich wegkommen wollte, wollte nun eben das Nöthige dazu anfangen, da warfen sich schnell zwey Griechen über ihn her. Er vertheidigte sich, wurde aber bald gefangen genommen, während man sich auch des Parinoten bemächtiget hatte. Auf einen Pistolenschuß eilten die beyden Boote herzu, und die Slavonier sprangen ins Schiff. Osegovich und sein Gefährte wurden geknebelt, und in einem der beyden Boote nach der Stadt geführt.

Die andere Abtheilung blieb auf dem Schiffe um es zu bewachen, und die nöthigen Arbeiten zu verrichten. Die junge Engländerin und die beyden Eleven der Marine blieben im Hause des englischen Konsuls, bis man von Livorno die weitere Bestimmung des Schiffes erfahren haben würde. Als die Engländerin zum Konsul kam, fragte sie um den Kapitän, der die Truppen, von denen sie befreyet wurde, angeführt hätte. Als er sich zeigte, dankte sie ihm zuerst verbindlich, dann bath sie ihn ein paar Pistolen anzunehmen, die sie seit jenem unglücklichen Zufalle immer bey sich getragen hatte. Die eine, sagte sie, war bestimmt, dem Lasterhaften das Gehirn zu zerschmettern, wenn er es gewagt hätte meine Ehre anzugreifen, die andere würde mein eigenes Leben geendet haben. Der Jude benützte eine Gelegenheit, den folgenden Tag nach Smyrna abzugehen. Man beschleunigte den Prozeß des Osegovich und seiner Mitschuldigen. Ich war begierig diese Verbrecher zu sehen, und ließ mich in ihr Gefängniß führen. Der Gardeoffizier und ein Schliesser verliessen mich nicht, man fürchtete sie noch, ohngeachtet ihre Ketten jede Bewegung hinderten. Osegovich hatte den schönsten Kopf, den man sich denken kann, und wenn das Aeussere zuweilen täuscht, so konnte das seinige vollkommen bethö-

ren. Der Ton seiner Stimme war sanft und seine Ausdrücke hatten ein Gepräge von Rechtschaffenheit, die eine gewisse Erziehung anzeigte. Ohngeachtet der Schmerzen, welche ihm eine Verwundung verursachen mußte, die er bey seiner Gefangennehmung erhalten hatte, und die ihn in seiner Lage noch viel mehr Leiden verursachen mußte, sah ich nicht die geringste Veränderung in seinem Gesichte. Er sagte zu mir: Ich muß sterben, ich habe es verdient, aber wenn ich dieß letzte Verbrechen noch einmahl begehen könnte, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken. Nur eines werfe ich mir vor: meine Unbesonnenheit, den Albanier ans Land gelassen zu haben. Mit ihm konnte ich mir noch helfen, wenigstens würden einige Menschen mehr mir genützt haben. Ich fürchtete nicht, daß man mich fangen würde, und auf jeden Fall hatte ich meine Vorkehrungen getroffen, um mich noch sterbend an dem zu rächen, der mich angreifen würde. Er endete seine Rede damit, daß er mich bath, ihm ins Gedächtniß der Kapitänsfrau zurückzurufen, deren Tugenden und Reitze er mit der größten Leidenschaftlichkeit pries. Mag nur dieser Engel mir verzeihen, rief er, und konnte einige Thränen nicht zurückhalten, so werde ich gerne sterben. Diese Bitte wiederhohlte er, bis er mich aus dem Ge-

sichte verlohren hatte. Dann gieng ich zum Albanier ins Gefängniß, diesen fand ich ganz lustig mit Trinken und Essen beschäftiget; er schmeichelte sich, daß er nicht zum Tode verdammt werden würde. Ich erstaunte sehr diesen Menschen sehr gut französisch sprechen zu hören. Er hatte auf einem französischen Schiffe mehrere Feldzüge in Amerika gemacht, auch auf englischen und spanischen Schiffen gedient; und sprach alle diese Sprachen, nebst seiner Muttersprache, der griechischen, italienischen und türkischen. Sein ganzes Gespräch drehte sich um seine Reisen, und er versicherte mich am Ende, daß er schon öfters der Todesstrafe entkommen sey, und daß er es auch dasmahl sicher hoffe. Darauf verließ ich diesen Räuber, der mir trotziger als sein Anführer vorkam. Der Parinote betete, und so wollte ich ihn nicht stöhren. Vierzehn Tage nach ihrer Gefangennehmung wurden diese Verbrecher erschossen, und man setzte ihre Köpfe am Gestade des Meeres aus. Die Exekuzion hatte eine Menge Zuseher herbeygezogen, und das Volk bemerkte, daß Osegovich noch eine Viertelstunde nach seiner Hinrichtung gelebt habe. Wirklich erhielt sich an Osegovichs Kopfe das Fleisch, der Bart, die Haare noch dann, als man lange schon bey den andern nur die nackten Schädel sah. Der Wind,

wenn er durch diese ausgetrockneten Schädel saußte, und sie in Bewegung setzte, erschreckte diese leichtgläubigen Leute; man erzählte, daß Osegovich jede Nacht an diesem Orte erschiene, wohin sich viele Leute nicht mehr zu gehen getrauten. Einen Monath nachher erhielt man Nachrichten von dem englischen Kapitäne, er war zu Lande bis nach Otranto gegangen, von dort schickte er einen Offizier und mehrere Matrosen ab, sein Schiff nach Livorno zu führen; wo sich auch seine Frau, und die beyden Marineeleven mit ihm vereinten. Das Ereigniß mit dem Schiffe machte zu Livorno Aufsehen; endlich fiel die Begebenheit selbst in die Hände der Dichter, und sie verfertigten daraus ein Trauerspiel, das mit dem größten Beyfalle gegeben wurde.

Ich selbst wäre bald das Opfer der venezianischen Unvorsichtigkeit geworden, einen so entfernten Hafen ohne alle Land- und Seebewaffnung zu lassen. Schon der Charakter der Einwohner neigte sich zur Räuberey, und machte Vorsichtsmaaßregeln nothwendig. Wird man mir die Erzählung der Gefahren vergeben, welche ich hier zu bestehen hatte?

In den ersten Tagen des Septembers 1787 schiffte ich mich zu Marseille auf der Tartane Ma-

ria ein, die mit Oehl nach Morea beladen war. Ich benützte dieses Schiff, weil es das einzige war, das in seinem Laufe Zante berührte, wohin ich als Vizekonsul geschickt worden war. Sechs Tage nach der glücklichsten Fahrt waren wir nur mehr 20 Meilen von der Küste von Zante entfernt. Nachdem wir längere Zeit noch nicht landen konnten, liefen wir endlich in dem Hafen von Chierri ein. Jetzt überließen wir uns alle der Freude, am meisten ich, der nur 3 Meilen mehr von seinrr Familie entfernt war. Auf einmahl hörten wir ein heftiges Geschrey von den Bergen, welche den Hafen umringen. Bald war das Gestade mit bewaffneten Bauern besetzt. Wir steckten unsere Flagge auf, aber doch wurden wir von einem Musketenfeuer begrüßt, dessen Kugeln dicht um die Tartane herumflogen, aber zum Glücke niemanden beschädigten. Ich trat vor, um mit den Bauern zu reden, wurde aber mit neuen Musketenschüssen empfangen, die mich und die andere Equipage in das Innere des Schiffes zu eilen zwangen. Der Kapitän und die Matrosen waren aufs äußerste erschrocken; ich hoffte, einer von den Bauern würde ans Schiff kommen, und wenn man mich erkannte, so glaubte ich, würden wir gesichert seyn. Ich suchte also meine Gefährten aufzumuntern, aber als zwey Fischerbarken

vom Ufer stießen, so wurde die Bestürzung vom Neuen allgemein, und alles schrie, wir wären verlohren, weil uns diese Schiffe gewiß zur Nachtzeit angreifen würden. Ohne den Befehl des Kapitäns abzuwarten, spannten unsere Leute also die Segel auf, und steuerten wieder ins Meer. So mußten wir noch drey Tage mit dem schlechten Wetter kämpfen. Endlich legte sich der Wind, aber es kam nun eine gänzliche Stille. Wir fanden uns auf der östlichen Seite der Insel, eine kleine Meile davon entfernt, als wir ein grosses Schiff mit drey Masten entdeckten, das uns der Bauart nach ein neapolitanisches zu seyn schien. Es steuerte gerade auf uns zu, und mochte ohngefähr noch 2/3 Meilen entfernt seyn, als wir unsere Flagge aufzogen. Nun fürchtete ich einen Betrug, und wir wurden bald ausser Zweifel gesetzt, als wir eine Schalluppe mit bewaffneter Mannschaft in türkischer Kleidung auf uns zukommen sahen. Der Kapitän hatte alle Besinnung verlohren, ich ließ also, vom Sekondelieutenant unterstützt, zwey kleine Kanonen auf das Verdeck bringen und laden. Als die Schaluppe sich nähern wollte, riefen wir ihr zu, sie möchte sich entfernen. Die Leute darauf antworteten uns durch ein Geschrey, aber statt sich zu entfernen, kamen sie immer näher. Jetzt war keine

Zeit zu verliehren, ich schickte ihnen eine Kugel, die so nahe an ihnen vorbeystrich, daß sie sich zurückzogen. Nachdem diese erste Gefahr überstanden war, hatten wir noch zu fürchten, daß das Schiff auf uns schießen könnte, denn wir waren schon in der Kanonenweite. Auch that er es, wie ich glaube, bloß deßwegen nicht, damit die Tartane nicht beschädiget würde, die er schon für seine Beute hielt. Wir waren so nahe, daß wir schon die große Anzahl seiner Schiffsmannschaft sehen konnten; seine Batterie hielt er verborgen. Er kam auf uns zu, wir suchten ihm auszuweichen, aber die vollkommenste Windstille erlaubte uns beynahe keine Bewegung; das Lüftchen, das ihm vortheilhaft war, war noch nicht zu uns gekommen. Unterdessen war schon unsere ganze Mannschaft in höchster Bestürzung, und sprach davon, sich in die Schaluppe zu retten. Ich hatte äusserst viele Mühe, diese Maaßregeln zu verhindern, die uns in gewisses Verderben gestürzt haben würde. Ich erklärte ihnen, wie gefährlich hier die Küste wäre, wenn wir uns auch der feindlichen Schaluppe entziehen könnten, die aber besser gewaffnet, uns gewiß wegnehmen würde. Wenn man uns aber in der Nähe angriff, konnten wir nur einen sehr unbedeutenden Widerstand leisten, wir hatten nur 4 Flinten, und eben so viele Sä-

bel, und waren in allem 8 Personen. In diesen kritischen Augenblicke zog ein blinder Kanonenschuß unsere Aufmerksamkeit auf sich, und wir erblickten eine Schebeke und eine bewaffnete Pinke. Sie segelten unter russischer Flagge. Das Raubschiff machte sogleich Jagd auf sie, wir gewannen Wind, und suchten uns mit den beyden Fahrzeugen zu vereinigen. Kaum hatten wir sie erreicht, so begab sich unser Kapitän an Bord der Schebeke, unterrichtete den Kapitän von allem, und hörte, daß das Schiff wirklich ein neapolitanisches gewesen sey, welches aber von einem gewissen Lica gekauft worden sey, der sich einen Nahmen unter den Seeräubern gemacht hatte. Der russische Kommandant both uns seine Begleitung, und alle Hilfe an. Jetzt spannten die Schebeke und die Pinke alle Segel auf, und als die letztere in einer gewissen Entfernung angekommen war, begann der Streit, bis uns die Nacht die Kämpfenden aus dem Gesichte brachte. Ich versuchte den Kapitän zu bewegen, daß er die russische Eskorte verließ, und den günstigen Wind benützte. Endlich setzte ich meinen Rath durch, und am 19ten Tage nach unserer Abfahrt kamen wir in Zante an. Vorher noch hatte sich der Kapitän beym Abfeuern einer Kanone, womit er die Flagge des Konsulats begrüssen wollte, einen Finger ver-

wun-

wundet, und das Gesicht geschwärzt; darauf fiel er aufs Verdecke nieder, und schrie aus allen Kräften. Ich lief mit dem Lieutenant hin, ihn aufzuheben, und da fanden wir, daß das Uibel doch nicht gar so bedeutend war. Kaum war ich ausgeschifft, so hinterlegte ich in der Konsulatskanzley die Erzählung dessen, was uns im Hafen Chierri begegnet war, und unser Zusammentreffen mit dem Seeräuber. Der Generalkonsul beklagte sich sehr lebhaft bey der Regierung, die sich entschuldigte, und uns benachrichtigte, der schöne Empfang der Bauern von Chierri wäre eine Folge der Vorsichtsmaaßregeln gewesen, die man getroffen hätte, um die Pest abzuhalten. Die Aufführung der Bauern wurde mit ihrem lebhaften Eifer entschuldigt, die Regierungsbefehle zu vollziehen. In Hinsicht des Seeräubers gab man dem Kommandanten der Brik sogleich offizielle Nachrichten. Dieser bezeugte seine Entschlossenheit, den Räuber anzugreifen, wenn er den Russen entwischt wäre, und sogar zu ankern, weil ihm der Feind an Kanonen überlegen wäre. Zwey Tage nach unserer Ankunft kamen auch die zwey russischen Fahrzeuge hieher vor Anker. Das Raubschiff hatten sie mit beträchtlichem Verluste und Beschädigungen zur Flucht gezwungen, während es sich selbst ganz unversehrt nach Modoa, einem

Hafen von Morea gerettet hatte. Nachdem Lica, der es anführte, von vielen seiner Leute verlassen worden war, entwaffnete und verkaufte er sein Schiff. Demungeachtet hatte er auf die Seeräuberey noch nicht Verzicht gethan. Er gieng nach Prevesa, rüstete dort ein grosses Fahrzeug aus, und kreuzte damit in den Kanälen der venezianischen Inseln. Der Generalkonsul von Frankreich aber betrieb seine Verfolgung zu Venedig mit einem solchen Eifer, daß man endlich Maaßregeln ergreifen mußte, ihm sein Handwerk zu legen, und sich sogar seiner Person zu bemächtigen. Endlich überraschte man ihn auf der Rhede von St. Mauro. Die meisten seiner Leute retteten sich, er selbst kam auf einige Zeit auf die Galeeren, dann erkaufte er seine Freyheit wieder.

Im Jahre 1789 kamen bewaffnete Korsaren unter russischer Flagge nach Chierri, wo sie Theilung hielten, und alle ihre Prisen, gute und schlechte verkauften. Hier bemächtigten sie sich gegen alles Kriegsrecht eines türkischen Fahrzeuges, dessen Mannschaft sie ermordeten. Die Dorfbewohner von Chierri leisteten ihnen allen Beystand, statt solche Verbrechen zu verhindern, stiegen sie selbst an die Küste hinab, und vereinten ihr Feuer mit den der Korsaren. Die venezianische Regie-

rung fürchtete am Ende doch, daß solche Dinge, wenn sie noch länger geflissentlich oder aus Unthätigkeit geduldet würden, doch die Türken am Ende aufbringen konnten, und beschloß ein kleines Fort anzulegen, das die Seeräuber entfernt, und die Einwohner im Zaume halten konnte. Dieser Plan wurde nicht ausgeführt, man schickte eine Halbgaleere nach Zante, die man bald mit einem Lienienschiffe vertauschen mußte.

Oestlich nicht weit von dem Dorfe Chierri findet man eine Ebene von ohngefähr 2 1/2 Meile im Umfange, und ganz mit Gebirgen umgeben. Der Boden ist sandigt, und nur zur Kultur der Korinthen geeignet, die hier am besten fortkommen. Die Luft ist sehr ungesund und verursacht langwierige Fieber. In der Mitte ohngefähr eine viertel Meile vom Meere trifft man 2 Theerquellen. Ihre Oeffnung bildet eine Gattung Ründung, die größte hat 20 Fuß, die andere 10 — 11 Fuß im Durchmesser. Hier sprudelt immer ein sehr flüßiger und starkriechender Theer. Das Wasser, welches ein Fuß hoch über dem Theer steht, bleibt immer kalt, selbst in der größten Hitze. Das Brausen ist im Sommer stärker, am stärksten aber bey Erdbeben. Man betrachtet diese beyden Quellen als eine Ursache der Verwüstun-

gen, welche man auf dieser Insel so sehr zu fürchten hat. Wenn man hier mit dem Fusse auf die Erde stoßt, so fühlt man den Boden auf eine lange Strecke unter sich zittern. Oft hört man bey diesen Quellen ein starkes unterirdisches Gemurmel, welches zuweilen durch ganze Tage lang dauert. Man kömmt in Versuchung mit mehreren Reisenden die ganze Gegend für unterhöhlt zu halten, und zu glauben, daß alle diese Quellen einst einen von Bergen eingeschlossenen See bildeten. Er konnte nach und nach durch die bey Erdbeben hereinstürzende Erde ausgefüllt worden seyn. Auch eine Stelle Herodots scheint diese Meinung zu unterstützen. Ich sah zu Zante, sagte er, einen See, aus dem eine Menge Theer kam. Es gab dort mehrere dieser Art, der größte hat 70 Fuß im Umfange. Die Einwohner binden Myrthen-Zweige an lange Stangen, und bedienen sich ihrer sich des Theeres zu bemächtigen. Er hat einen starken Geruch, ist aber viel besser, als der persische. Die Insulaner graben eine Grube, wohin sie den Theer fliessen lassen, ist eine gewisse Menge beysammen, so geben sie ihn in Töpfe. Was in diesen See fällt, geht unter und man findet es schwimmend im Meer, vier Stadien weit entfernt.

Wirklich hat man nie einen Grund dieser Quellen gefunden, alles was man hineinwarf und das schwamm, fand man immer im Meere wieder. Gegen den Monath April füllen sich diese Quellen so sehr mit Theer, daß sie überzufließen drohen. In dieser Jahrszeit sammeln auch die Bauern, und zwar noch auf die nähmliche Art, wie ihre Vorfahrer beym Herodot. Statt der mit Myrthen gezierten Stangen nehmen sie bequeme Eimer. Zu dem Graben der für den Theer bestimmt ist, machen sie noch einen kleinen Kanal, wodurch das Wasser ins Meer abläuft.

Die Insulaner brauchen den Theer ihre Schiffe zu kalfatern, und wenn er in der Sonne getrocknet ist, dient er zu einem beynahe unzerbrechlichen Bindungsmittel. Ich bemerkte das an den Steinen, welche die Bauern um den Graben gelegt hatten, worein sie den Theer gewöhnlich zu werfen pflegten. Sie waren durch den angelegten Theer so enge verbunden, daß sie ehe hätten zerbrochen, als getrennt werden können.

Nordöstlich von der Insel findet man zwischen dem Gebirge eine Quelle mit Schwefelwasser, welches die Bauern gegen verschiedene Krankheiten des Viehes brauchen. Nördlich am Fuße

des Gebirges nicht weit vom Meere, ist eine andere Quelle, deren Wasser eine abführende Kraft hat, und die hartnäckigsten Verstopfungen heilt. Sein Geschmack ist etwas weniges salzartig. An andern Orten findet man wieder Quellen, die einen öhlichten Geruch und Geschmack haben; einige andere am Ufer des Meeres sind mehr als einen Schuh hoch mit Salzwasser bedeckt, ohne daß sie etwas von ihrem süssen Geschmacke verlöhren, wenn man nur das andere Wasser von der Oberfläche weggeschöpft hat.

Unglücklicherweise haben alle diese Quellen nie die Aufmerksamkeit der venezianischen Regierung auf sich gezogen. Ihre Vorzüge haben nur den nahen Landbewohnern genützt. Und doch glaube ich, daß sich hier sehr interessante Beobachtungen anstiellen ließen.

In dem nördlichen Theile der Insel trifft man sehr tiefe Höhlen in den Felsen, welche sich ins Meer hinaus strecken. Ich wollte sie besuchen, um ihre Merkwürdigkeiten zu besichtigen, aber kaum war ich in die größte getreten, als meine Begleiter mich wieder umzukehren zwangen, damit uns nichts Widriges zustossen möchte.

Diese Quellen, diese Höhlen zeugen von einem Heerde, den die häufigen Erschütterungen veranlassen, die aber dadurch weniger gefährlich werden, da das unterirdische Feuer ohne vielen Widerstand die Rinde durchbricht. Die Erdbeben gehen auch wirklich von dem Mittelpunkte der Insel aus, und enden oft mit Uiberschwemmungen, welche die größten Verheerungen anrichten. Man bemerkte solche Erscheinungen gewöhnlich alle 25 Jahre, in den Zwischenzeiten kommen sehr selten bedeutende Ausbrüche vor.

Alle neuern Reisenden haben die Ergiebigkeit und das reiche Erträgniß des Bodens von Zante gelobt. Robert nennt sie die Goldinsel. Spon sagt: die Insel Zante kann wirklich die Goldinsel genannt werden, weil man das Geheimniß gefunden hat, die herrliche Korinthenrebe hier anzupflanzen; wovon die Löse eine wahre Goldmine ist. Es ist ein irdisches Paradies, wo der Mensch alles findet, was er für seine Bedürfnisse braucht. Es scheint unglaublich, daß ein so geringer Strich Landes, wie Zante, der ganz mit Oehlbäumen und Gärten bedeckt ist, 10,000 Tonnen dieses Weines hervorbringt. Diese Fläche hat 12 Meilen in die Länge und 4—5 in die Breite. Sie ist von Bergen auf eine solche Art umgeben,

daß die Korinthe vollkommen zeitig wird. Georg Whaler sagt: die Insel Zante ist eine kleine Insel im Jonischen Meere, aber ihr geringer Umfang wird durch ihre glückliche Lage aufgewogen. Es ist eines der schönsten und fruchtbarsten Länder, die ich gesehen habe.

Unstreitig dankt es die Insel auch ihrem vortrefflichen Boden, und der Schönheit ihrer Gegenden; daß sie die Italiener die Blume der Levante nennen. Die eigentlichen Bedürfnisse des Lebens findet man hier nicht häufig. Getreide reicht nur auf 3 Monathe; das übrige zieht man für Bezahlung aus Morea.

Die ersten Korinthenreben wurden vor ungefähr 200 Jahren von Korinth nach Zante gebracht, man weiß aber weder die Zeit noch den ersten Pflanzer genau. Die Korinthe fand zu Zante einen eben solchen Boden wie in ihrem Vaterlande, sie kam sehr gut fort. Die Kultur dieser Pflanze vermehrte sich, wie der Handel zunahm.

Die Rebe, auf welcher die Korinthenbeere wächst, erhebt sich sehr wenig, man muß sie mit Stäben unterstützen. Sie fodert 7 — 8 jährige Pflege, ehe sie wirklichen Nutzen bringt. Dafür erhält sie sich Jahrhunderte, und ich habe selbst

Pflanzungen gesehen, die 120 Jahre alt waren. Die Wurzel ist tief, und immer sehr schön roth. Die Trauben sind klein, und bestehen aus kleinen Körnern, die enger geschlossen, und von bräunlicher Farbe sind. Diese Frucht ist sehr angenehm zu essen, wenn sie noch nicht ganz zeitig ist. Ihre zu große Süßigkeit ist dann durch einige Herbe gemildert; sie ist sehr gesund, man giebt sie sogar den Kranken. Man muß alle Arbeiten, wie bey andern Reben, auch hier vornehmen, nur noch sorgfältiger und mit größerer Mühe. Zur Zeit, wenn Trauben nach der Lese zum Trocknen in freyer Luft sich befinden, sind die Insulaner in der größten Unruhe. Der geringste Regen rückt die Zeit weiter hinaus, wo sie trocken werden, und verändert unmerklich die Güte der Trauben. Kaum gewahrt man das erste Zeichen eines solchen Unglücks, so häuft man die Trauben zusammen, und bedeckt sie mit Matten, um den Schaden entweder ganz, oder doch zum Theile abzuwenden. Ich sah Jahre, wo $\frac{2}{3}$ der Ernte ganz durch die Regen verwüstet worden waren. Die Frucht fault, und man muß sie wegwerfen, kaum kann man etwas weniges davon für die Thiere brauchen. Ich wunderte mich immer, daß die Insulaner ihre Pflanzungen nicht durch jenes bewegliche Dach zu schützen suchen, welches man in

Kaffeepflanzungen zu diesem Ende braucht. Die vortreffliche Korinthe muß äußerst trocken seyn, dann wird sie von Staub und Erde gereinigt, und in das Magazin gebracht, das Seraglie heißt, wo sie bleibt, bis sie eingeschifft wird.

Die Seraglien sind mit Bretter rund herum eingefaßt, daß die Frucht nicht von der Feuchtigkeit oder Kühle der Mauer leide. Man macht auch aus den Korinthen einen vortrefflichen Magenwein. Ein anderer feiner Wein heißt Generoide. Er wird aus einer eigenen Gattung von Beeren gepreßt. Im ersten Jahre haben sie alle große, im zweyten größten Theils kleine Beeren. Noch ein anderer süßer Wein ist der Muskat, sehr süß, theils von weißer, theils von rother Farbe.

Die weißen und rothen Tafelweine sind stark, berauschend, und nicht sehr gesund. Da das Volk immer die starken Weine liebt, so suchen die Besitzer schwacher Weine sie durch alle Mittel zu verstärken, ohne auf die Folgen für die Gesundheit der Trinkenden zu achten. So wird also das Volk eine Beute der Nachlässigkeit derer, welche es vor Gefahren bewahren sollten, die es selbst nicht abwenden kann. Diese Weine sind für den Ge-

brauch der Insel hinreichend, welche auch die dort ankommenden Schiffe damit versorgt.

Die Insel hat auch eine Menge Olivenbäume. 1711 verheerte ein Sturmwind beynahe die Hälfte davon. Die Insulaner suchten diesen Verlust zu ersetzen, indem sie die zurückgebliebenen Stämme benützten. Sie hieben sie ungefähr in einer Höhe von 4 Fuß ab, und pflanzten sie von neuem in ein wohlzugerichtetes Erdreich, dann bedeckten sie sie mit Erde, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen konnten. Nicht lange hernach erschienen die Stämme, und man bekam in wenigen Jahren Früchte.

Die Salinen sind mehr als hinreichend für das Bedürfniß der Insulaner, aber nicht zum Einsalzen der Oliven. Man bezieht das Nöthige dazu aus St. Mauro.

Auf der Insel giebt es keinen Fluß. Nur auf der südlichen Seite bildet sich ein Gießbach von den Herbst- und Winterregen. Im Frühjahre und Sommer ist er oft trocken. Man nennt ihn den kleinen Fluß.

Wenn man einem Bewohner von Zante die Gärten seines Vaterlandes preisen hört, so könnte man einen hohen Begriff davon bekommen. Nun muß ich auch gestehen, daß man hier in der Gärtnerey weiter fortgeschritten ist, als auf den andern Inseln. Dem ungeachtet wäre es noch zu wünschen, daß Kunst und Geschmack die Natur ein wenig mehr unterstützten. Die Früchte sind im Ganzen gesund und schmackhaft, aber man läßt sie nicht zeitig werden, sondern sammelt sie gewöhnlich zu früh, weil man fürchtet, sie möchten gestohlen werden, oder weil man sie verkaufen will. Die Gemüse behalten einen Erdgeruch, an welchen sich der Fremde nicht so leicht gewöhnen wird.

Auf der ganzen Insel sieht man kein Gehölze, sondern nur Oliven, Myrthen und Lorbeergebüsche. Der Ausdruck Virgils: das waldigte Zaynthus läßt vermuthen, daß die Insel damahls mit Wäldern bedeckt gewesen sey. Zu Zeiten des Aeneas war dieß wohl möglich; im nördlichsten Theil stand noch vor Kurzem ein Eichengehölz, welches jetzt durch Olivenbäume ersetzt worden ist. Wenn man aber durch dieses virgilische Beywort „nur mit Gebüschen besetzt", verstehen will, so kann man es der Insel auch noch heut zu Tage zugestehen. Aber freylich müssen wir dann einen

heiteren Nebenbegriff damit verbinden, denn diese Menge von Myrthen, Lorbeer und Olivengebüschen gewährt einen äußerst reitzenden Anblick.

Das Wildpret ist sehr selten, man trifft auch nur wenige Wasservögel, weil es beynahe gar keine Moräste giebt. Alle Jahre im Frühjahr zieht ein Trupp Zantescher Jäger nach Morea, wo sie Wald und Flur durchstreichen, und die Früchte ihrer Anstrengungen nach ihrem Vaterlande zurückbringen. Einige verkaufen ihre Beute, andere versehen blos ihre Familie damit, sehr selten beschenken sie auch ihre Freunde davon.

Der Fischfang ist an diesen Küsten von gar keiner Bedeutung. Die Fischer ziehen an die Küsten von Morea und in den Meerbusen von Patras und Arta, ihr Gewerbe dort zu treiben. Von da bringen sie eine Menge Fische, die sie alle öffnen und einsalzen müssen, wenn sie sich erhalten sollen. Das Volk ißt sie sehr gerne. Zuweilen wenn die Barken nicht bald zurückkommen können, verderben die Fische trotz aller Vorkehrungen. Frische Fische sind so selten und theuer, daß sie nur die reichsten Familien geniessen können.

Die Einwohner des Dorfes Agala, welches zwischen den südlichen Bergen der Insel liegt, haben eine Gattung Fischfang, die einer Jagd ähnlich ist. Sie sind mehr als zwey Meilen vom Meere entfernt, und man kann zum Ufer nur durch Abgründe gelangen, bey derem Anblicke jeden Schauder ergreift. Diese Bauern durch Gewohnheit unerschrocken, übersetzen sie mit vieler Fertigkeit. Dann binden sie sich an einen dichten Strick, der an einem Baumstamme, oder an eine Felsenspitze befestiget ist. Am Gestade des Meeres sind viele Höhlen, wohin die Seekälber zu kommen pflegen. Der Jäger ist mit einer Pistole bewaffnet. Um zu dem Eingange dieser Höhle zu gelangen, muß er bis an den Hals sich ins Wasser einsenken, mit einer Hand sich an den Strick, mit der andern seine Waffe in die Höhe halten. Er muß sehr geschickt seyn, denn das Thier kann nur am Kopfe tödtlich verwundet werden, jede andere Verletzung ist nur leicht, und es kann dann ins Meer entfliehen. Ist es todt, so wird es gleich in der Höhle bearbeitet, der Bauer nimmt nur die Haut und das Fett. Wenn die Haut gut getrocknet und sorgfältig aufbewahrt ist, so dient sie den Bauern zur Kleidung, sie ziehen sie an Dauer sogar den Ochsenhäuten vor. Aus dem Fette aber wird eine Gattung Oehl bereitet, das

man zum Leuchten braucht. Das Licht ist lebhafter und heller als das Olivenöhl, hat aber einen unerträglichen Geruch.

Ochsen, Hammel u. s. f. kommen von Morea. Wie auf den andern Inseln fehlt es auch hier an Viehweiden, sie beschränken sich auf einige Ziegen, aus deren Milch man Käse macht. Von diesem letzteren erhält man sehr viel aus Morea, er ist sehr hart und gesalzen. Von dieser Halbinsel bezieht man auch das Geflügel.

Zur Zeit der Ernte setzen vier bis fünftausend Insulaner nach Morea über, wo sie den Schnitt besorgen helfen. Diese Leute werden mit Getreide bezahlt, und bringen ihren Familien einen Vorrath auf 3 — 4 Monathe zurück.

Die ganze Bevölkerung der Insel mag sich auf 45 — 50000 Seelen belaufen, die in einer Stadt und ohngefähr 45 Dörfern zerstreut sind.

Im Sommer ist man von einigen Gattungen der Mücken sehr geplagt. Die ersten, Mussoni, gleichen denen in Frankreich, nur daß sie noch kleiner sind. Sie machen ein starkes Gesumme, kommen in grosser Anzahl in die Zimmer, und

fallen selbst über Speisen und Getränke her. Abends ehe das Licht kömmt, sucht man sie aus den Wohnungen entweder durch Rauch oder mit dem Schnupftuche zu verjagen. Dann schließt man die Fenster, da diese aber gewöhnlich sehr schlecht einpassen, so können immer eine Menge Insekten hereinkommen, von denen doch ein einziges hinreicht, nicht die geringste Ruhe zu gestatten. Man stellt ihnen zwar auf verschiedene Arten nach, das beste Verwahrungsmittel bleibt es aber, sein Bett mit schleyernen Vorhängen oder mit einer Gattung Cotton zu umgeben, die man hier verfertiget, und welche sehr durchsichtig ist. So kann die Luft frey durchstreichen, und die Mücken doch nicht beykommen. Diese Vorhänge nennt man Moschali.

Die zweyte Gattung ist eine weisse Mücke, und heißt Papatasi. Sie macht gar keinen Lärm, aber ihr Stich ist noch viel schmerzlicher, als von der ersten. Er läßt grosse Beulen, und verursacht durch mehrere Stunden einen sehr lebhaften Schmerz. Auch die giftigen Insekten sind nicht selten, und werden durch die in jedem Hause herrschende Unreinlichkeit noch mehr genährt.

Beschreibung der Stadt Zante. Mahlerische Lage. Festung. Griechische und lateinische Klöster. Eine fruchtbare Fläche von angenehmen Ansehen. Bevölkerung der Festung. Griechische Kirchen. Markusplatz. Lateinische Kathedralkirche. Bischöflicher Pallast. Markt. Grosse Strasse. Schöne Kirchen. Der heilige Konstantin. Begräbniß eines russischen Generals. Kirchhof der Engländer. Bevölkerung der Stadt und Insel. Judenviertel.

Die Stadt Zante liegt mitten in der Insel. Sie ist an dem Abhange der Gebirge gebaut, welche sich allmählich bis zum Meere hinabsenken.

So bildet sie einen Halbzirkel, und giebt einen angenehmen Anblick. Die Wohnungen, welche alle erhöht sind, sind durch Olivengebüsche oder Zypressen von einander getrennt, oder es ziehen sich schöne natürliche Gräben zwischen ihnen hin. So reizend aber auch dieser Anblick ist, so sehr wird man beym Eintritte in die Stadt selbst getäuscht.

Ein grosser Berg beherrscht die Stadt, auf seinem Gipfel ist eine Festung gebaut. Dahin führt ein sehr steiler und ausgezackter Weg, der nur für sehr gut abgerichtete Pferde brauchbar ist. Am Fuße des Berges findet man viele gesattelte Esel und Maulthiere, die ihr Führer jedermann anbiethet. Es erinnerte mich an die Posten am Mont = Cenis. Beym Eingange in die Festnng liegt ein Dorf Nahmens Bucoli. Die Einwohner sind auf der Insel als die blutgierigsten und rachsüchtigsten Menschen bekannt. Endlich sieht man eine griechische unansehnliche Kirche. Nun kömmt man in eine enge Strasse, auf einer Seite sind die hohen Mauern eines griechischen Klosters, auf der andern einige sehr niedrige Häuser. Darauf folgt eine Gattung eines Platzes, zur rechter Hand die Gefängnisse, welche unter den Venezianern niemahls leer standen, zur lin-

ken die Civilkanzley. Die Befestigungen bestehen in einer einfachen Einfassung von Mauer, die schon an mehreren Orten beschädiget war. Die Festung hat keinen Mangel an Wasser, man findet hier eine reiche und treffliche Quelle. Sie heißt Naranzara, sey es nun, weil einige Orangen in der Nähe stehen, oder daß man ihre Vortrefflichkeit durch den Vergleich mit Orangen versinnlichen will. Diese Quelle versieht auch einen Theil der Stadt mit Wasser; aber der Transport auf Mauleseln macht dieses Getränke sehr theuer. Nebstdem hat man auch mehrere Zisternen.

Nicht weit davon ist ein Männerkloster des heil. Franziskus. Zu meiner Zeit befand sich ein einziger Mönch darinn. Kloster und Kirche waren im schlechten Zustande.

Was den Fremden die Festung von Zante so interessant macht, ist die herrliche Aussicht, die Verschiedenheit und der Reiz der mannigfaltigsten Gegenden, die man in einer schönen Ebene überblickt. Auf dieser Ebene sieht man beynahe alles beysammen, was die Insel hervorbringt. Die Dörfer sind auf das schönste von Landhäusern, Reben, Olivenbüschen, einigen Getreidfeldern und Weiden unterbrochen. Zur Zeit der Wein-

lese, oder wenn die Oliven eingesammelt werden, kann man nichts schöners sehen, als dieß belebte Gemählde, welches am Ende durch das Meer begrenzt wird. Diese Fläche mag 5 Meilen in die Länge, und 3 ½ Meilen in die Breite haben; bis 1763 bestand sie aus einem Moroste, welchen der Proveditore Angelo Barbarigo austrocknen ließ. Die Bevölkerung der Festung kann zu den Zeiten der Venezianer 400 — 450 Menschen betragen haben.

Die merkwürdigsten Gebäude am Abhange des Berges sind die Kirchen. Die lateinische Kirche des heiligen Elias war einmahl die Pfarrkirche. Die griechischen Kirchen sind die des heil. Johannes, der h. Maria, des h. Georgs, und eine kleine Kapelle, dem h. Elias geweiht.

Wenn man von der Festung zurückkommt, trifft man beynahe in der Mitte der Stadt den Markusplatz. Er ist klein, dreyeckigt, gepflastert und mit ärmlichen Häusern umgeben. Linker Hand ist ein Koffeehaus, wo sich die jungen Leute mit Billard oder Kartenspiel unterhalten.

Ferner sieht man eine griechische Kirche, daneben die lateinische Kathedralkirche, dem heil.

Markus geweiht. Diese kleine Kirche mit zwey Seitenkapellen, wird sehr reinlich gehalten. An dem Kirchthurme von St. Nicolo hat man hoch oben eine Leuchte befestigt, welche den Schiffen leuchten soll, wenn sie Nachts im Hafen einlaufen wollen. Aber sie ist nur zu oft gar nicht angezündet.

Eine sehr enge Gasse führt auf den Platz, den man den Kräuterplatz nennt. Hier biethen die Bauern ihre Früchte feil. Von da kommt man in die grosse Strasse, wo man mehrere wohlgebaute Häuser antrifft. Sie endet in eine Sandfläche, an deren Ende man zwey der schönsten und reichsten griechischen Kirchen antrifft. Die erste dem heiligen Dionysius geweiht, hat mehrere ausgezeichnete italienische Gemählde, dann viele schöne Bildhauer- und Vergolderarbeit. Eines der vorzüglichsten Bilder, welches die Aufmerksamkeit der Fremden sogleich auf sich zieht, ist von einem Papa aus Zante. Es ist ungefähr 3 Schuhe hoch, und erstreckt sich über die ganze Gallerie, wo gewöhnlich die Frauen zu seyn pflegen. Man sieht hier einen Umgang des heiligen Dionysius von mehr als 300 Figuren, von denen sich die meisten ähnlich sehen sollen. Diese Kirche hat auch eine Menge kostbarer Lampen, als fromme

Geschenke der Glaubigen aufzuzeigen. Der Körper des Heiligen wird in einem prächtigen Sarge aufbewahrt; bey der Kirche befindet sich auch ein Kloster, in welchem eine grosse Unreinlichkeit herrscht.

Die andere Kirche, zur Erscheinung der heil. Jungfrau, ist ebenfalls merkwürdig, sie ist mit vielen geschmackvollen Gemählden versehen, und wird von vielen schönen Lampen beleuchtet, die Vergoldung und Bildhauerarbeit ist eben so ausgezeichnet, als in der vorigen. Im Ganzen sind alle Kirchen in Zante größer, schöner, und reicher als auf den andern Inseln.

Wenn man auf dem nähmlichen Wege fortgeht, so kommt man über den kleinen Fluß, worüber eine Brücke auf 3 Bögen gespannt ist; folgt man dann der Meeresküste, so trifft man eine griechische Kirche, dem heil. Konstantin geweiht, deren Vorderseite aus einem Säulengange besteht.

Hier liegt ein russischer General begraben, der während des letzten Kriegs zwischen Rußland und der Pforte auf einem Schiffe nahe bey Zante starb. Die venezianische Regierung zeigte bey dieser Gelegenheit ihre gewöhnliche Schwäche,

Der Offizier, welcher nach dem Tode des Generals das Schiff kommandirte, begehrte die Erlaubniß, den letztern zu Lande beerdigen zu dürfen. Der Proveditore antwortete, daß das Schiff der Quarantaine unterläge, der Leichnahm müsse also nach dem Schiffsrechte ins Lazareth gebracht werden, wo er mit militairischer Ehre begraben werden sollte. Der russische Kommandant, ohne im geringsten auf diese Vorstellung zu achten, befahl in Gegenwart des an ihn abgeschickten Offiziers den Leichnahm auszuschiffen, der noch aus jeder Kanone mit 19 Schüssen beehrt, und dann ans Land gebracht wurde. Alle Schaluppen und eine Menge Boote, alle voll Truppen, begleiteten ihn. Als man ans Land gestiegen war, formirten sich die Russen in 2 Reihen, und der Leichnahm wurde zwischen ihnen durchgetragen. Der Proveditore, der gewiß glaubte, der Zug würde zum Lazarethe gehen, schickte den Russen einen Theil der Besazung entgegen, aber der Zug hielt bey der Kirche des h. Konstantin, wo der General nach einer langen Andachtsübung eingescharrt wurde.

Folgt man immer nördlich dem Ufer, so trifft man einen kleinen, sich krümmenden Weg, der auf einen Hügel führt, auf dessen Spitze die Engländer, welche zu Zante sterben, begraben werden.

Man kann sich nichts Mahlerischers denken, als diese Wohnung der Todten. Es ist ein viereckigter Platz mit Mauern eingeschlossen, seine Bewachung besorgt ein Papa, wie die kleine daran stossende Kapelle, dem heil. Georg geweiht. Alle Kapitäns und englischen Reisenden, die hieher kommen, bezahlen dem Geistlichen eine kleine Abgabe, die hinreichend ist, ihn und seine Kirche zu erhalten. Das Innere des Begräbnißplatzes ist mit Zypressen und andern Trauerbäumen bepflanzet, dazwischen sieht man verschiedene Grabmähler. Einige erheben sich auf Säulen, an andern sind blosse Mamortafeln befestigt. In einem Ecke umschließt eine Gattung Grotte das Grab eines englischen Konsuls. Der Epheu steigt an der Mauer hinauf, und verwindet seine Blätter in die Enbleme und Gemählde, womit die Grotte ausgeschmückt ist, eine lateinische Innschrift lehrt den Wanderer die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen kennen. So haben auch alle andern Gräber lateinische oder englische Innschriften, und tragen gewöhnlich noch das Wappen des Verstorben in Stein gehauen.

Die Anzahl der Bewohner der Stadt Zante mag sich auf 12000, der ganzen Insel auf 50,000 beaufen.

Die Juden, deren es hier ungefähr 2000 geben mag, bewohnen ein eigenes Stadtviertel, welches von Mauern umgeben ist, und dessen Thore von Soldaten bewacht wurden. Sie haben keine Synagoge zu ihren Religionsübungen, sondern alle solche Dinge müssen bey dem Rabbiner vorgehen, der einen eigenen Saal dazu in Bereitschaft hält.

Zante war unter dem Nahmen Zaypenthus bekannt und berühmt.

Religion. Sitten. Tracht.

Die heilige Veronika soll die Bewohner der Insel zum christlichen Glauben bekehrt haben. Zur Zeit, als die lateinische und griechische Kirche noch nicht getrennt waren, war Zante der Sitz eines Erzbischofes, welchen der Pabst ernannte. In der Folge bekam, nach mehreren Streitigkeiten, die griechische Religion die Oberhand, und den Lateinern blieben zu ihrem Gottesdienste nur einige Franziskaner übrig. In der Folge wurde ein Bischof zu Zante aufgestellt, der aber unter dem Erzbischofe zu Corfu stand. Er hatte mit diesem letzteren beynahe alle Vorzüge gemein.

Seit es den Lateinern gelungen war, ihre Bischöfe hier festzusetzen, hatten die Griechen gewöhnlich nur einen einfachen Geistlichen zum Oberhaupte, der den Titel eines Protopapa erhielt. Wenn es sich um die höhern priesterlichen Ver-

richtungen handelte, so wendete sich dieser an die benachbarten Prälaten. Als die Insel unter venezianische Oberherrschaft kam, so wurde dem Adel das Recht gestattet, den Protopapa zu wählen. Seine Verrichtungen, seine Wahlzeremonien waren gerade wie in Corfu. Er stand unter dem griechischen Erzbischofe von Cephalonien.

Die griechische Kathedralkirche, unter dem Schutze des h. Nikolo wird von dem Protopapa und 6 Kanonikern besorgt. Die Zeremonien sind gerade wie in Corfu.

Die Sittenlosigkeit und Unmoralität war in Zante viel höher gestiegen, als in einer andern der venezianischen Besitzungen. Der Geiz der Regierung begünstigte und veranlaßte die größten Laster. Von diesem schändlichen Gelddurste entstand eine Art der Bedrückung, die sonst auch bey keiner barbarischen Nazion gefunden wurde. Ein Provveditore kam zu Zante mit einer gewissen Summe von Zechinen an, die er größtentheils von einem venezianischen Juden entlehnt hatte. Diese Zechinen wurden unter die Landbewohner vertheilt, mit der Verbindlichkeit, am Ende des Jahres das Doppelte zurück zu erstatten. Konnten sie die Schuld nicht entrichten, so mußten sie im folgenden Jahre

das Doppelte entrichten, das nächste Jahr das Dreyfache und so immer fort; bis sie einmahl bezahlen konnten. Aber nicht ihr Geld war es, was ihr Gläubiger verlangte, sondern ihre Früchte, die er nach eigener Willkür schätzte. Vergebens stellte der Bauer vor, daß ihn seine Arme ernährten, vergebens weigerte er sich, eine Summe anzunehmen, die man so unverschämt war, ihm als eine Hilfe aufzudringen, seine Weigerung war eine Art Verbrechen. Er wurde mit Ketten beladen, und ins Gefängniß geschleppt; wo er seine Freyheit wieder erkaufen mußte. So kam er elend und arm in seine Hütte zurück.

Das gemeinste Laster ist hier der Mord. Die Gewißheit der Ungestraftheit bewaffnete einen Bürger gegen den andern. Eine kleine Summe gab einem Lasterhaften das Recht, seine Hände in dem Blute eines Mitbürgers zu waschen, dem er oft nur das Unglück vorwerfen konnte, zur Familie eines Nebenbuhlers zu gehören. Der Schuldige verband mit seinem ersten Laster noch den schwärzesten Verrath, er griff seinen Feind nicht offen oder von vorne an, sondern mit einer Pistole oder Flinte bewaffnet, wählte er jenen Augenblick, ihn zu tödten, wo er sich ganz sicher glaubte. Fiel nun ein Mensch in seinem Blute

dahin, so versammelte sich eine Menge Leute, aber nicht um ihm beyzustehen, sondern nur sich an diesem Schauspiele zu weiden. Der Mörder fand sich zuweilen mitten unter den Zusehern; und trug noch oft die Waffen, mit denen er den Mord begangen hatte.

Diese Leute wurden dann Bravi genannt. Die meisten vermöglicheren Einwohner hatten solche Bravis in ihrem Solde, die mit kaltem Blute die Feinde ihres Patrons umbrachten. Mit allem dem giebt es vielleicht keine Nazion, bey welcher die Ordnung leichter herzustellen wäre, als gerade bey dieser. Das haben einige Proveditores bewiesen, die durch heilsame Strenge gegen Verbrecher, und Milde gegen Unschuldige schnell eine andere Ordnung der Dinge herbeyführten, und den Segen der Insulaner mit sich fortnahmen.

Die Zantioten sind nicht so gastfreundlich als die Cephalonier, ihre Nachbarn, sonst sind ihre Sitten und Gewohnheiten so ziemlich gleich. Die Erziehung beschränkt sich nur auf die reichern Familien. Wenn eine Familie 3 Söhne hatte, so wurde der erste gewöhnlich Rechtsgelehrter oder Mediziner; und gieng auf eine italienische Universität, sich zu diesem Stande vorzubereiten.

Der zweyte wählte den geistlichen Stand, und der dritte verlegte sich auf die Landwirthschaft. Die Weiber lebten in einer Art von Sklaverey, wie in Corfu; vor ungefähr einem halben Jahrhunderte. Wenn sie ausgehen, tragen sie eine Maske von schwarzem Sammet mit Spitzen besetzt; ein weißer Rock ist über den Kopf zurückgeworfen, und dient zu einem Mantel, der untere Rock ist von schwarzem Taffet, der Kopfputz besteht aus einem dreyeckigten Hute, die Haare sind gekräuselt und hängend. Die Landbewohnerinnen winden sich bloß einen weißen Schleyer um den Kopf, der beynahe das ganze Gesicht einhüllt. Eine Ecke davon hängt rückwärts über die linke Schulter, und flattert im Winde.

Zur Fastenzeit darf keine Frau mit der Maske ausgehen.

Die Männer kleiden sich ungefähr wie die Corsioten, aber die rothe Mütze und den weiten Uiberrock tragen nur die Seeleute. Die Stadtbewohner tragen gewöhnlich eine gestrickte durchbrochene Mütze, der Kopf ist beynahe ganz geschoren, desto größer aber muß der Schnauzbart seyn. Das Beinkleid ist knapp und enge. Während des Winters haben sie beynahe einen solchen Ui-

berrock wie die Seeleute nur viel leichter. Im Sommer wird dafür eine leinwandene Weste getragen, die man nachläßig über eine Schulter wirft. Die Schuhe sind mit grossen silbernen Schnallen befestiget, Pistolen und der Dolch dürfen am wenigsten fehlen.

Landeskultur. Produkte. Kunstfleiß. Handel. Schifffahrt.

Von allen venezianischen Besitzungen in der Levante, war die Insel Zante jene, welcher die Natur die meisten Vortheile und die schönsten Gegenden zugetheilt hatte. Die Fruchtbarkeit, der Reichthum des Bodens, haben die Lobpreisungen verdient, womit die Alten sie überhäuften.

Das vorzüglichste Produkt ist die Korinthe. Sie war das für Zante, was Zucker und Kaffee für mehrere amerikanische Inseln gewesen ist. Als diese Frucht zuerst auf der Insel gepflanzt wurde, war sie schon nicht mehr ein einfaches medizinisches Hülfsmittel, wurde sie nicht mehr allein auf

den

den Tafeln der Vornehmern und Begüterten gebraucht. Auch bey den nordischen Völkern war der Geschmack daran schon allgemein geworden, und hatte sich bis in die Wohnung des Handwerkers und die Hütte des Bauers verbreitet. Ein Engländer, ein Däne konnte einige Beeren davon nicht entrathen. Morea brachte diese Frucht hervor, wie sich die Abnahme vermehrte, stieg ihr Preis, und verbreitete sich ihr Anbau. Die ersten Versuche, welche man zu Zante damit machte, bestimmte die Insulaner ihr Getreide und selbst die Oliven aufzugeben, und alles mit Korinthen zu ersetzen. Sie vermehrte sich schnell und bald würde Zante über Morea den Sieg davon getragen haben, wenn nicht hier die falsche venezianische Politik ihr durch beträchtliche Ausfuhrszölle, Hindernisse in den Weg gelegt hätte.

Nach den Korinthen kommt auch noch das Oehl in Betrachtung. Die Weine reichen zum Bedürfnisse der Insel selbst hin.

Das was der Kunstfleiß, die Betriebsamkeit, noch zu den Naturprodukten hinzufügte, war sehr wenig. Wie zu Cephalonien machte man auch zu Zante aus Ziegenhaaren eine Art Decken für

die venezianischen Gondeln, die meisten davon wurden zu Geschenken verwendet. Einige beschäftigten sich mit Schifffahrt, und fahren mit kleinen Fahrzeugen von einer Insel zur andern. Von denen, welche zur Erndtezeit jedesmahl nach Morea übersetzen, ist schon gesprochen worden.

Das Reich, Frankreich, Spanien, England, Holland, Neapel und Ragusa hatten residirende Konsuls in Zante. Die meisten waren Eingebohrne. Jeder auswärtige Minister zu Venedig hatte die Vollmacht solche Konsuls auf den venezianischen Inseln zu ernennen, wie er es für gut fand. Die Insulaner legten immer einen grossen Werth auf solche Stellen, die ihnen in ihrem Vaterlande ein gewisses Ansehen verschaften, und sie zum Theile gegen die Neckereyen der Proveditores sicherten. Mit dem Golde in der Hand giengen sie zu Venedig solche Plätze einzukaufen. Dann aber mußten sie die Bewilligung des Senats wieder mit neuen Summen bezahlen. Diese Agenten hatten übrigens keinen Gehalt, sie lebten bloß von der Großmuth der Kaufleute, deren Geschäfte sie besorgten. Sie beschäftigten sich eigentlich nur damit, die Waaren der Schiffe zu verkaufen. Es war nicht selten mehrere Konsulate in einer Person vereint zu sehen.

Durch eine lange Reihe von Jahren hatte Frankreich keine andere Agenten auf den venezianischen Inseln. 1778 erst schickte der Seeminister einen Generalkonsul dahin, bloß um gemeinschaftlich mit der venezianischen Regierung die Verfolgung der Seeräuber in jenen Gewässern zu betreiben.

Rußland entschloß sich Agenten nach den venezianischen Inseln zu schicken, weil es davon für Griechenland Vortheil zu ziehen hoffte.

Die Pforte hatte keine Agenten; ihre Flagge wurde zu Zante durch einen Insulaner besorgt, den der Generalproveditore von Corfu wählte, und dem er Befehl ertheilte.

Cattaro, Perasto, Risano, und Castelnovo.

Cattaro war die letzte Stadt, welche die Venezianer an den Grenzen von Albanien besaßen. Sie war die einzige Festung gegen die Türken, ziemlich gut befestigt, aber durch eine schwache und schlechte Besatzung vertheidiget. Mit Lebensmitteln wurde der Platz durch die Einwohner von Montenegro versorgt, die an gewissen Wochentagen in die Stadt kommen durften, wo sie Getreide, Oehl, Käse, Butter, Fische und Wildpret verkauften; Schlachtvieh erhielt Cattaro aus Bosnien.

Obgleich das Erdreich in dieser ganzen Gegend undankbar, steinigt und unfruchtbar ist, so haben doch die Einwohner durch Fleiß und Anstrengung ihrem Boden eine beträchtliche Erndte

von Oehlen, Weinen, Früchten abgezwungen, ja sie hielten selbst Heerden, deren Milch ihnen eine gewisse Anzahl Käse verschaffte. Die Getreideerndte war sehr unbeträchtlich, sonst legten sie mehr Werth auf ihre Schifffahrt als auf ihre Landesprodukte. Der Kanal, an welchem Cattaro liegt, ist auf beyden Seiten mit Städten und Dörfern besetzt, die, da sie alle auf einer Seite mit Grün umgeben sind, den schönsten und mahlerischsten Anblick gewähren. Die Handelsstädte dieses Kanals sind Perasto, Risano, Versagna und Dobatra.

Die Schifffahrt, wie ich schon gesagt habe, ist eine vorzügliche Erwerbsquelle dieser Menschen; weil viele Arme von dem undankbaren Boden für ihre Mühe nicht belohnt wurden, so mußten häufige Auswanderungen entstehen. Der frugale Charakter der Dalmazier, ihre Tapferkeit, und die Fähigkeit, Mühseligkeiten zu erdulden, machten, daß sie von allen Seemächten zu Kriegszeiten gesucht wurden. Besonders hat Rußland viele Matrosen aus Dalmazien gezogen, viele andere Dalmatiner haben ihr Vaterland verlassen, um sich in der Krimm niederzulassen, seit sie nicht mehr unter türkischer Oberherrschaft stand.

Wenn man in die Mündung des Kanals von Cattaro einlauft, findet man sich Castel-Novo gegenüber, eine Stadt auf einem Berge, der sich abhängig gegen das Meer zu erstreckt. In geringer Entfernung, und ausser den Mauern der Stadt, ist das alte Lazareth, zur Reinigung der türkischen Waaren angelegt, welche zufällig in diese Stadt kommen.

Die strophadische Insel. Das Kloster des Erlösers.

Die strophadische Insel liegt 6 oder 7 Meilen südlich von Zante, sie ist rund und mag ohngefähr 2 Meilen im Umkreise haben. Sie hat eine Menge guter Wasserquellen, wovon mehrere nicht weit vom Ufer entfernt sind. Die Schiffer, welche sich mit Provision versehen wollen, brauchen daher gar nicht Anker zu werfen, sie schicken nur ihre Schaluppen ab, Wasser zu holen.

Dieß Erdreich ist großentheils mit Felsen und kleinen Gesträuchen bedeckt. Das was bebaut ist, bringt Getreide und einiges Oehl her-

vor, welches aber für die Geistlichen nicht hinlangt, die doch ganz allein diese Insel bewohnen.

Die Jagd ist ergiebig, sowohl an grossem Wilde, als auch an Hasen. Die Regel der Geistlichen verbietet ihnen Fleisch zu essen, das Wildpret wird also nicht in seiner Ruhe gestört, und hat Zeit sich zu vermehren, es hat nichts zu fürchten als die Zantioten, welche im Frühjahre zu ihrem Vergnügen hier zu jagen pflegen. Auch wildes Geflügel trifft man hier sehr häufig. Die Küsten sind fischreich. Der Gartenbau ist nicht von Bedeutung.

Nahe dabey ist eine andere kleine länglichte Insel. Sie ist nicht bebaut, man sieht nur einige Oehlbäume, doch dient sie Ochsen, Ziegen, Hammeln und andern Thieren zur Weide, wovon die einen zum Ackerbau auf der andern Insel verwendet werden, die andern aber den Geistlichen Milch und Käse geben. Auf dieser kleinen Insel giebt es kein anderes Gebäude, als eine Kapelle und ein kleines Haus. Man findet dort Wasserquellen.

Auf der östlichen Seite der grössern Insel liegt das Kloster, höchstens 50 Schritte von dem

Meere. Es ist aus Quadersteinen gebaut, in einem edlen einfachen Style, im antiken Geschmack. Es besteht aus einem viereckigten Thurme von vier Stockwerken, wovon die beyden mitleren die Kirche und einige Zellen ausmachen. Das Gebäude endet in eine Terrasse, auf welcher einige kleine Kanonen stehen. Vor diesem Thurme liegt ein langes Gebäude, welches nur ein einziges Stockwerk hat, es ist mit einer hohen Mauer umgeben, die sich ums ganze Kloster herumzieht. Hinter der Pforte, die aus doppelten eisernen Platten besteht, findet man eine Zugbrücke, die zu einer Loge führt, wo zwey Geistliche Wache halten. Von diesem Behältnisse an kommt auf eine steinerne Treppe, dann wieder zu einer zweyten eisernen Thüre, die zugleich zur Kirche und den Zellen der Geistlichen führt. Ueber dieser Thüre ist eine Oeffnung; wie man sagt, so diente sie dazu, um von den Kammern im dritten Stockwerke Steine auf jene zu schleudern, welche bis hieher feindlich vorgedrungen wären. Am Ende dieses Wohngebäudes sind zwey Vorsprünge, von welchen die Geistlichen alles beobachten können, was Nachts an der Küste vorgeht. Die Schiffe, welche man entdeckt, werden durch die Schläge an eine Glocke kund gemacht, die sich nahe bey einer Fahne befindet, auf welcher man bald die

heil. Jungfrau, bald das Wappen der Republik antraf.

Vor dem Kloster in einer geringen Entfernung ist ein Magazin, wo man Taue, Ruder u. d. gl. von dem Schiffe aufbewahrt, welches den Geistlichen sowohl zum Fischfange als zur Ueberfahrt nach Zante dient. In der Nähe des Klosters sieht man auch zwey kleine Kapellen, von denen eine zum Begräbnißplatze der Geistlichkeit dient. Dann sind noch einige kleine Hütten hier, wohin sich die Brüder während der Landarbeiten zuweilen unter Tags begeben; und wo ihre Geräthe aufbewahrt sind. Nahe dabey ist ein Kabinet, wo die Geistlichen in der Sommerhitze Erfrischungen zu sich nehmen, es gleicht so ziemlich den türkischen Kiosken, wo die Muselmänner zusammen friedlich Taback zu rauchen pflegen; wenn sie den harten Arbeiten ihrer Untergebenen phlegmatisch zusehen.

Diese Geistlichen also machen allein die Bevölkerung aus. Es sind mehr als vierzig Personen, von denen 7 oder 8 Priester, die anderen aber Layenbrüder sind, die sich mit Ackerbau, Fischfang u. s. w. beschäftigen.

Diese kleinen Inseln waren den Alten unter dem Nahmen der Ploteä, und später der Strophaden bekannt. Sie waren von Räubern bewohnt, welche die ersten Einwohner vertrieben, und nicht selten die Rache der benachbarten Fürsten auf sich zogen. Seit die Räuber ausgerottet worden sind, wohnten nur einige zantesche Hirten dort, wenn sie die ihnen anvertrauten Heerden bewachten. Eine Prinzessin aus der Familie Tochis, hat das Kloster gestiftet, dessen Bewohner sehr gastfreundschaftlich sind. Nur Frauenzimmer sind ausgeschlossen, sie dürfen nicht einmahl die große Insel betreten.

Cerigo.

Am Eingange des Archipelagus südlich von Morea liegt die Insel Cerigo. Sie hat ohngefähr 20 Meilen im Umfange. An der Küste sieht man viele Ruinen, sie sollen aus der alten Stadt des Königs Menelaus entstanden seyn. Das einzige Unversehrte ist noch eine in Felsen gehauene Höhle, von der die Bewohner erzählen, daß sie Helenen zum Bade gedienet habe. So behaupten sie auch, daß die Ruinen, die man 3 oder 4000 Schritte weit von dieser Grotte sieht, ehemahls einem Pallaste dieser Fürstin zugehörten. Dort sieht man auch zwey Säulen ohne Knauf und Unterlage, man kann daher auch nicht mehr entscheiden, zu welcher Ordnung sie gehört haben,

Einige finden es wahrscheinlicher, daß sie Trümmer eines Tempels, als eines Pallastes sind.

Drey Meilen ohngefähr von dem Hafen St. Nikolas sieht man auf einem Berge wieder sehr viele Ruinen, die man für Ueberreste der alten Stadt Cythere hält. Nicht weit davon sieht man einige Trümmer alter Baukunst, die einem Tempel der Venus angehört haben sollen.

Cerigo ist im Allgemeinen mit Felsen bedeckt, hat wenige Produkte und arme Bewohner. Die jährliche Getreideerndte ist für die letzteren hinreichend, sie führen sogar etwas davon nach Zante und Cephalonien. Das Getreide von Cerigo ist auch viel besser als das von Morea, und daher auf den übrigen Inseln gesucht. Auch Oehl haben die Cerigoten hinlänglich, doch können sie nichts davon ausführen. Mit Ausnahme der gewöhnlichen Weine, sind die Cerigoten also in Hinsicht auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse unabhängiger als die übrigen Inseln. Sie haben Ziegenheerden, welche ihnen Käse liefern; das wenige Schlachtvieh, welches sie brauchen, beziehen sie von Morea. Man hat auch hier vorzüglich guten Honig und sehr geschätzte feine Weine. Von Wildpret giebt es wildes Geflügel, Hasen und

Kaninchen. Die Küsten der Insel wimmeln von Fischen. Die Insulaner könnten vielen Vortheil vom Fischfange ziehen, aber sie überließen ihn den Neapolitanern, die vorher vorzüglich hier Korallen suchten; aber seitdem dieser Artikel weniger wurde, und sie die Raubschiffe immer mehr fürchten mußten, nach und nach ganz wegblieben.

Die alten Schriftsteller nannten diese Insel Cythere oder Porphyris, das letztere wegen der schönen Purpurmuscheln, die hier gefunden wurden; oder weil man hier vielen Porphyr antraf.

Südöstlich am Fuße des Sophienberges ist eine merkwürdige Höhle. Der Eingang hat keine Schwierigkeit und bildet eine Art weiter Vorhalle. In der Folge aber windet sie sich schlangenartig fort, und man sieht auf jeder Seite mehrere kleine Zimmer und enge Wege, wo man sich zu verirren fürchtet. Sie hat auch schöne Staktiten; aber man hat niemahls tiefer hinein zu dringen versucht, weil man zu ersticken, oder in den Gängen sich zu verirren fürchtet. Solche Höhlen trifft man hier mehrere.

Die Stadt Cerigo liegt auf einem Hügel ohngefähr eine halbe Meile vom Meere entfernt.

Sie gewährt einen traurigen Anblick, man sieht eine Masse Häuser von schlechter Bauart, die alle statt der Dächer Terrassen haben. Nördlich ist ein Fort, welches die Stadt vertheidigen soll. Sie hat nur eine lateinische Kirche, zum Erlöser. Dafür sind die griechischen Kirchen desto zahlreicher, auch trifft man mehrere Männer und Frauenklöster. Das merkwürdigste ist das vom heil. Johann in der Höhle, nicht weit von der Festung auf einem Felsen gebaut. Dieses Kloster ist in Stein gehauen; die Felsen, die man von dort aus sieht, sind fürchterlich und drohen jeden Augenblick einzustürzen. Die Cerigoten haben eine ausgezeichnete Ehrfurcht für diesen Ort, wo, wie sie sagen, der heil. Johannes seine Offenbarung geschrieben hat.

Auf der Insel zählt man ohngefähr 30 Dörfer, die nebst der Stadt gegen 8000 Menschen fassen mögen.

Die Sitten der Bewohner sind einfach, in ihren Gebräuchen, ihrer Tracht, gleichen sie den Landbewohnern von Corfu und Zante. Die reichern Bürger kleiden sich auf französische Art. Sie sind die einzigen, bey denen man doch noch einige Erziehung antrifft, die sie von Italien aus be-

kommen. Der einzige Unterschied, den ich bemerken konnte, findet sich bey den Trauungsfeyerlichkeiten. Nach allem andern Gewöhnlichen wird die Braut von einer Menge von Bekannten und Verwandten zu ihrem Manne begleitet. Vor dem Hausthore hatte man mehrere Ackergeräthe zusammen gebunden, dann stand noch dabey ein Pflug, dessen Eisen auswärts gekehrt war. Die Mutter des Mannes näherte sich nun ihre Schwiegertochter zu empfangen. Diese Vereinigung, sagte sie zu ihr, zeigt dir die Pflicht mit deinem Manne die Feldarbeiten zu theilen. Deine Hände müssen den Pflug führen, mit dessen Eisen du den ersten Schritt in dieses Haus machest. Zur nähmlichen Zeit gab sie ihr die Hand, und half ihr auf den Pflug steigen. Darauf theilte sie ein kleines mit Honig bestrichenes Brod zwischen die Brautleute, und sprach: Möchtet ihr wie die Bienen das Honig in ihre Zellen, den Reichthum in eure Familie tragen.

Die Cerigoten haben gar keinen Kunstfleiß; die meisten beschäftigen sich mit dem Ackerbaue; andere haben kleine Schiffe, mit denen sie auf die andern Inseln, und an die nahen türkischen Küsten fahren. Besonders kommen sie oft an die Häfen von Maina, wo sie etwas von ihren Produkten

dukten absetzen. Maina ist sehr wenig bekannt, ich will einiges davon mittheilen.

Es theilt sich in vier kleine Kantone. Die erste Abtheilung heißt Zernata, und ist die reichste und fruchtbarste; sie hat 14, die zweyte Zigos genannt, 10 Dörfer. Die dritte Cacovoglia (schlechter Boden) hat ihren Nahmen von dem steinigten Erdreiche, der mit Mühe seine Einwohner nährt. Hier sind von allen Mainotten die wildesten. Man sieht hier gar keine Dörfer, alle Wohnungen stehen in einer gewissen Entfernung von einander, und jede Familie lebt ganz abgeschieden.

Die vierte Abtheilung heißt Scutari. Hier ist eine kleine Stadt, die ohngefähr 400 Häuser haben mag. In der Gegend herum trifft man einige zerstreute Wohnungen; der ganze Landstrich ist sehr fruchtbar.

Der Bey oder Oberkommandant wird von dem Großherrn ernannt. Er wird immer aus den ersten des Landes gewählt, und hält sich in der Abtheilung auf, wo seine Güter liegen. In jedem Dorfe bestellt er einen Aufseher, der die Abgaben eintreiben muß.

Der Mainotte ist unwissend, grausam und äußerst rachsüchtig. Seine Ehre setzt er darein, einer zahlreichen Familie befehlen zu können. Wenn einer den andern tödtet, so vereinigen sich alle Verwandten des Todten zur Rache. Man läßt sich den Bart so lange wachsen, bis man eine vollkommene Genugthuung erhalten hat. Man belagert den Mörder mit seiner Familie auch in seinem Hause. Diese Häuser sind alle von Stein gebaut, und können also schon mehrere Angriffe aushalten. Man erinnert sich einer Familie, die sich durch mehrere Jahre vertheidigte. Die Belagerten, welche sich keine Lebensmitteln verschaffen konnten, lebten von der Hülfe, welche ihnen ihre Freunde auf eine sehr geschickte Art beyzubringen wußten. Da sie zu schwach waren ihnen offen beyzustehen, ohne sich der Rache der Belagerer auszusetzen, so vermischten sie sich zur Nachtzeit mit diesen, und heuchelten, als ob sie auf ihrer Seite wären, statt aber Steine ins Haus zu werfen, schleuderten sie Brode, Käse und Früchte hinein.

Die Weiber genießen bey den Mainotten viele Freyheit, aber die geringste Untreue würde beyden Schuldigen das Leben kosten.

Die Einwohner von Cacovoglia tragen noch eine Gattung Helm oder eiserner Kappen. Diese arme Abtheilung hat auch Mangel an Wasserquellen; man ersetzt sie durch Zisternen, deren Besitz man hier sehr hoch hält. Wenn einer sich verheurathet, so ist sein hauptsächlichstes Geschäft die Zisternen zu untersuchen, weil diese einen vorzüglichen Theil des Heurathsgutes ausmachte. Je mehr bey einem Hochzeitschmause Wasser aufgeht, für desto reicher werden die Vermählten gehalten. Diese Verschwendung macht Aufsehen, und in der ganzen Abtheilung wird von der Güte des Wassers gesprochen.

Die Uferbewohner sind im Ganzen genommen gute Schwimmer. Sie verlegen sich auf diese Körperübung, um sich der Schiffe bemächtigen zu können, die Nachts an die Küste kommen. Schwimmend hauen sie die Taue ab, ziehen die Schiffe ans Land, und plündern sie. Zuweilen bohren sie ein Loch ins Schiff, und wenn es sinkt, so bemächtigen sie sich alles dessen, was dem Lande zutreibt. Manchmahl biethen sie auch ihre Hülfe an, aber unglücklich ist der Schiffer, der sie an Bord nimmt. Er und seine Schiffsmannschaft sind ein Raub ihrer Habsucht und Grausamkeit. Entweder sie tödten alles oder sie

führen jene Unglücklichen fort, und halten sie in der tiefsten Sklaverey, bis sie ihre Freyheit ausgelöset haben. Diese Umstände sind es auch, welche immer den Verkehr der französischen Kaufleute zu Coron und Morea hinderten. Man hat den Handel nach Maina immer den Slavoniern und venezianischen Griechen überlassen.

Ohne Kunstfleiß kann der Mainotte nur den Fremden die Produkte des Bodens verkaufen. Ein Theil davon bezahlt das Getreide, welches er aus Morea erhält, mit der andern verschafft er sich die Kleidungsstücke und einige künstliche Bedürfnisse.

Das Oehl wird beynahe ausschliessend von den Slavoniern ausgeführt, die es nach Triest, Genua, Livorno und andere italienischen Plätze bringen. Die andern Artikel, Seide ꝛc. werden von den Griechen von Morea und den venezianischen Inseln aufgekauft.

Die griechischen und slavonischen Fahrzeuge, die den Hafen von Maina besuchen, haben immer eine zahlreiche wohl bewaffnete Mannschaft und schweres Geschütze. Die französischen Schiffe hingegen, welche nach der Levante gehen, ha-

ben immer weniger Leute, und sind beynahe wehrlos. Doch wäre dem Uebel, welches daraus entstehen konnte, durch einige Kriegsfahrzeuge in jenen Gewässern leicht abzuhelfen gewesen.

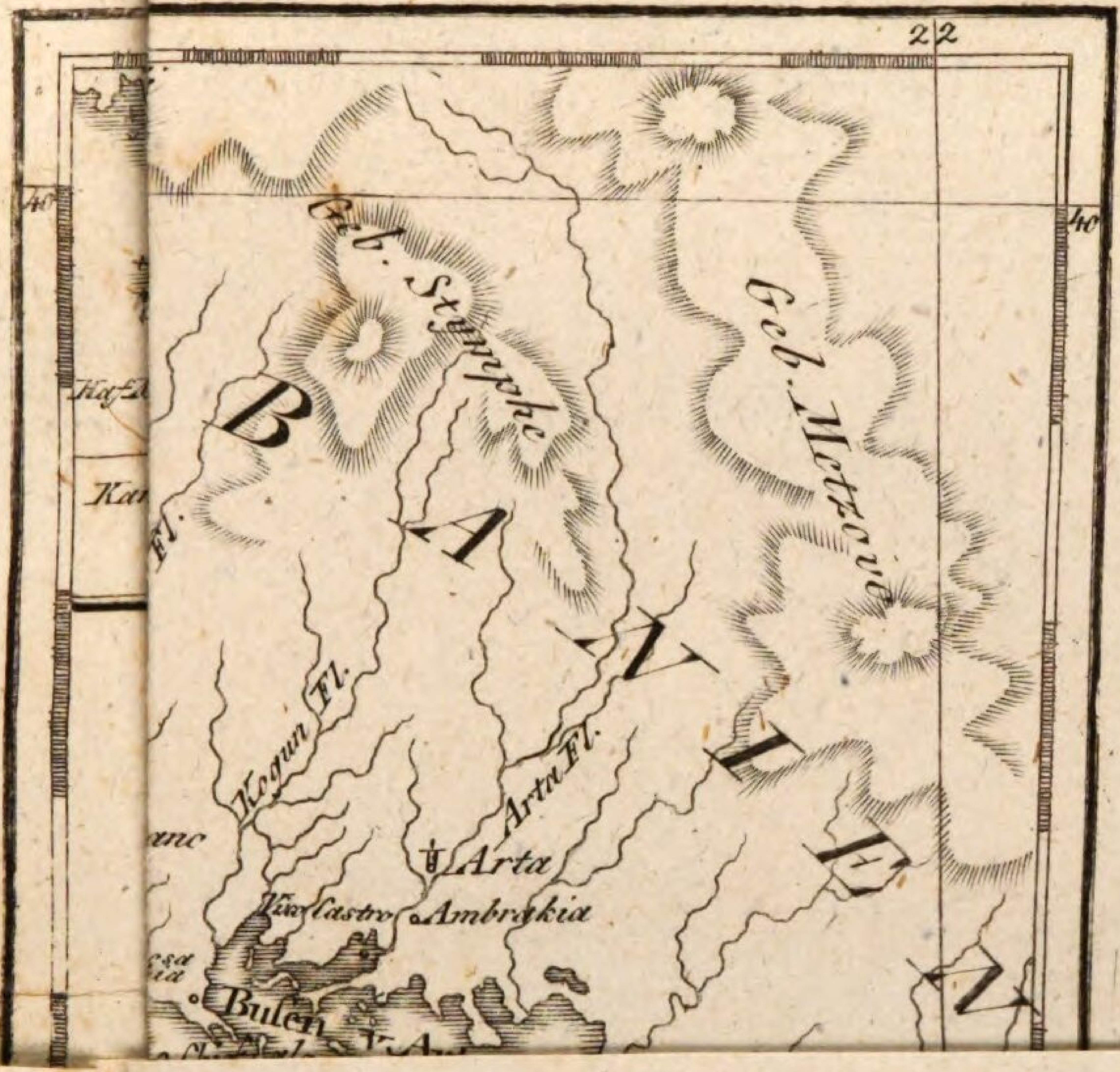
Cerigotte.

Oestlich von Cerigo liegt eine kleine Insel Cerigotte; die Schiffe haben sie immer nur in Sicherheitsrücksichten einer Aufmerksamkeit gewürdigt. Cerigotte war nähmlich zu allen Zeiten der Aufenthaltsort der Räuber, die aus der Türkey oder von den venezianischen Inseln kamen. Ihre Bevölkerung besteht aus Türken und Griechen, die man von ihrem Lande verjagt hat, sie sind mit den Seeräubern einverstanden, welche die Beute mit ihnen theilen; die sie ihnen auch oft zuweilen ganz wieder rauben, wenn sie die stärkeren sind. Mit dem Ackerbau geben sie sich wenig oder gar nicht ab. Die Cerigotten, welche sie fürchten,

vertrauen ihnen zuweilen ihre Heerden. Diese Räuber leben ganz abgesondert für sich, und bewohnen schlechte Hütten, die mit Blättern bedeckt sind. Sie haben die größte Freyheit, und es gibt hier kein anderes Recht, als das des Stärkeren. Einige schlechte Schiffe machen ihre Marine aus; zugleich dienen sie zum Fischfange und zu Reisen nach Cerigo. Demnach bewaffnen sie sie zuweilen um Kauffahrteyschiffe anzugreifen.

Cerigotte war den Alten unter dem Nahmen Aegiala bekannt.

Bayerische Staatsbibliothek München


22
40
40
Geb. Stymphe
Geb. Metzove
B A N I E N
Kogun Fl.
Arta Fl.
Arta
Ambrakia
Bulen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grasset-Saint-Sauveur, André

Reise in die vormahls Venezianischen Inseln der Levante

Wien 1806

It.sing. 1415 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468953-3